Das Aquarium

Ludwig Thoma

Langens Mark-Bücher
Band 13

Langens Mark-Bücher

Eine Sammlung moderner Literatur

Dreizehnter Band:

Ludwig Thoma

Das Aquarium



Albert Langen, München

Ludwig Thoma

Das Aquarium

und anderes



Albert Langen, München

Ein Verzeichnis von
Ludwig Thomas Büchern
findet sich am Schluß
dieses Bandes.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Niefern
Einbände von E. A. Enders in Leipzig

Inhalt

Das Aquarium

„Wos is?"

Der Ton klang sehr gereizt, in dem sich der Herr Privatier Radlkoffer an die Köchin wandte. Dabei drehte er nicht einmal den Kopf nach ihr um, sondern schaute in Erwartung auf den bald fälligen Nachmittagskaffee geradeaus auf die Wandtapete, deren Muster ihm bald dieses, bald jenes fratzenhafte Gesicht vortäuschte.

„Wos is?"

„A Herr is drauß'n . . ."

„Wos für a Herr?"

„Ein Jugendfreund, sagt er, is er von Ihnen ..."

„A Ju—u—gendfreind!"

Eine Fülle von Mißtrauen und Abneigung klang aus der Art, wie Herr Radlkoffer das sagte.

Und er fühlte sich nun so gestört in seinem Behagen, daß er eine Viertelswendung gegen das behäbige Frauenzimmer hin machte und ihm ein sehr verdrießliches Antlitz zeigte.

„Wissen Sie, wos a Jugendfreind is? Wissen Sie dös? Erschtens, i hab koan, Gott sei Dank und will koan hamm, und zwoatens, a Jugendfreind is allaweil a Mensch, der was will. Verstengens mi? So oana!" Er rieb den rechten Daumen am Zeigefinger. „I kenn de Jugendfreind!"

„Ja aba . . .“

„Wos aba?“

„Ich kann ihn doch net fortschicken . . . er is ein ganz feiner Herr . . .“

„Fein aa no!“

„Wenn i's Ihna sag und nacha, er is doch überhaupts so auftreten . . .“

„Grüaß di Good, Simmerl! Alte Gamshaut, wia geht's da denn . . .?“

Der Jugendfreund hatte den Bescheid der Köchin nicht abgewartet, sondern drängte sich mit lärmender Herzlichkeit zur Türe herein.

Der Ankömmling, ein breiter Mann, nicht unähnlich seinem Jugendfreunde Radlkoffer, war wohl so gekleidet, daß er einer unerfahrenen Münchner Köchin gefallen konnte, aber ein schärferes Auge konnte an ihm Sorglosigkeiten und Schäden bemerken, die sogleich das Gegenteil von einer gesetzten Existenz verraten.

Schon daß er ein Samtjackett trug, zeigte eine gewisse unbürgerliche Schwunghaftigkeit des Empfindens, und außerdem, Samtjackette kauft man nicht selten bei Tändlern, denen sie leichtsinnige Malergehilfen und Photographen um ein billiges lassen. Auch fehlte der zweite Knopf von unten, was trotz der flotten Art, in der sich der Flaus über der Brust wölbte, zu bemerken war.

Das Beinkleid, aus einem billigen, aber doch

auffällig karrierten Stoffe hergestellt, zeigte eine leise Neigung, sich unten aufzufransen.

Die Schuhe aber, diese größten Verräter des menschlichen Charakters, bewiesen vollends, daß der Jugendfreund nicht in streng behüteter Wohlhäbigkeit dahinlebte. Das Leder zeigte Sprünge, die Absätze waren sehr stark abgetreten, und es war unschwer zu erraten, daß die Sohlen Löcher hatten. Füge ich hinzu, daß der Mensch einen vorne weit geöffneten, den Adamsapfel frei lassenden Kragen trug, um den sich eine leichtfertig gebundene Lavallierekrawatte schlang, dann dürfte der Kenner ahnen, daß der Herr sich einem freien Berufe, wie dem des Unterhändlers, Hypothekenvermittlers, Agenten gewidmet hatte.

Ein kaum bemerkbarer, aber eben doch bemerkbarer Rotweinflecken auf der Hemdenbrust verstärkte diese Mutmaßung, und alles in allem schien der Mann sogleich die Meinung Radlkoffers von Jugendfreundschaft zu bestätigen.

Dieser hatte sich keineswegs lebhaft von seinem Lehnstuhle erhoben und sagte in unsicherem Tone:

„I weiß net, mit wem ich die Ehre habe . . .“

„Jöi Ehre! Da balst net gehst!“ rief der joviale Fremde ungestüm aus. „Seit wann bist denn du so g'schwoll'n, alter Bazi? Kennst vielleicht an Wimmer Schorschl nimma?“

„An Wi . . .?"

„Ja! Tua no net a so! An Schorschl vo Tittmoning, mit dem's d' auf d' Lumperei ausganga bist! Wia mei Vata no d' Brauerei g'habt hat . . . in da junga Zeit! Wia ma no lusti war'n . . ."

„Ah so, ja . . . der Schorsch . . . "

Die Köchin, welche nun die Bekanntschaft in Fluß geraten sah, entfernte sich höflich knicksend, und Radlkoffer stand jetzt mutterseelenallein der Wiedersehensfreude seines Jugendgespielen gegenüber.

Die weitverbreitete Meinung, daß einer, der mit Wünschen naht, ein bedrücktes Gemüt zeige, jener aber, der zu gewähren hat, sich in weltmännischer Sicherheit bewege, ließ sich hier ganz und gar nicht vertreten.

Denn Radlkoffer zeigte in Sprache und Gebärde Verwirrung und Niedergeschlagenheit, während Wimmer sich immer prächtiger entfaltete und sichtlich die Oberhand hatte.

„No, was machst d' denn allawei?" fragte er so breit und natürlich, als hätte er schon eine Guttat für seinen Freund in der Tasche. „Was machst d' denn allawei? Nix natürli! Privatisieren halt! Net wahr? Coupon schneid'n, recht gut fress'n und schlafa, gel?"

„O mei!" seufzte Radlkoffer, „mit dem Couponschneid'n . . ."

„Nur net laugna! I kenn deine Verhältniss', mei Liaba!"

„Meine . . .?"

„Jawoi! Du hockst mitt'n drin im Schmalzhafa, mei Liaba!"

„O mei . . .! Heutz'tag . . ."

„Wos nacha? Wos brauchst di du z' kümmern um heutz'tag? Dei Schaar schneid't an Coupon, und firti! Net?"

„Geh, hör auf mit meine Coupon!"

„I höret scho auf, bal i no amal o'fanga derfat! Ha . . . ha . . . ha . . .!"

Wimmer lachte sehr herzlich über seine glückliche Wendung und legte seine Hand liebreich auf die Schulter des immer säuerlicher blickenden Freundes.

„Ja, so geht's!" sagte er, „der oa hat's, und der ander hat's net. Übrigens, daß i net vagiß, gel, mit der Hellerwies'n hab i dir koan schlecht'n Rat net geb'n?"

„Wann hast du mir an Rat geb'n?"

„Geh! Simmerl!"

„I siech di do heut 's erstmal seit dreißig Jahr und . . ."

„Geh! Schneid o, alta Fuchs!"

„Is net wahr? Wann hamm mir ins amal g'sehg'n?"

„G'sehg'n! Wer red't denn von g'sehg'n?"

„Wann du sagst, an Rat . . .“

„G'schrieb'n! Net g'sehg'n hab i di, aba g'schrieb'n hab a da!“

„Du — mir?“

„I dir, jawoi! Hätt'st du vielleicht mei Kart'n net kriagt . . .?“

„Auf da Stell soll i tot umfall'n . . .!“

„Jetzt schau mir nur oana so an o'draht'n Spitzbuam o! Sagt er, er hat nix kriagt . . .“

„Hab i aa net!“

„Ha . . . ha!“ lachte Wimmer, der alles jovial aufzufassen schien, und holte aus der Brusttasche ein dünnes, ziemlich abgegriffenes Notizbuch heraus.

„Was willst d' denn?“ fragte Radlkoffer recht unbehaglich.

„Zeit lass'n . . . Zeit lass'n!“ beschwichtigte der Freund, netzte den Finger und blätterte ohne Hast in seinem Buche.

„Hamm ma's scho! Da steht's! Am sechsundzwanzigsten hujus, döö is also Abril neunzehnhundert . . . wart amal, neunzehnhundert simmi . . . am sechsundzwanzigsten hujus ge — schrieben — an Simon Radlkoffer . . . betreff . . . Hellerwiese. Selben . . . döö bist also du, net? — selben notifiziert . . . hast d' g'hört? . . . notifiziert betreff Ankaufes betreffender Wiese . . .“

Wimmer sah von seinem Buche weg auf den Jugendfreund hin und blinzelte ihn bedeutungsvollst an.

„Jetza! Hab i di, Manndei, gel? Da stehst d' halt drin!"

„Was geht denn mi dei Büachi o? Du kost ja in dei Büachi neischreib'n was d' magst! Was pfeif da denn i auf dei Büachi!"

„Oho . . . ho . . .! Nur net glei so grimmi! Du tuast scho, als wenn i um an Schmu kam zu dir. Ma sagt ja bloß, weil's wahr is, net wahr? Koan Schmu will i ja net!"

„No also!" sagte Radlkoffer etwas erleichtert, „aba jetzt sag i's nomal, i hab von dir koa Kart'n und koan Briaf und überhaupts nix kriagt, und wennst d' heut net kemma waarst, wisset i überhaupts nix vo dir . . ."

„Ja, so waarst du scho und vergessast dein best'n Freind . . . Aba no . . . bals d'as du sagst, na werd halt am End d' Post mei Kart'n valor'n hamm . . ."

Er blinzelte ihn wiederum vielsagend an und bezeigte damit die ganze Unmöglichkeit einer solchen Annahme und sein gründliches Wissen von der Schlauheit des andern.

„Aba," fuhr er fort, „an schön Profit muaßt obag'schnitt'n hamm vo dem Bauplatz?"

„Lebt eigentli dei Vata no?" fragte Radlkoffer.

„Mei Vata? Na, der is do scho zehn Jahr tot . . .“

„Zehn Jahr!“ wiederholte Radlkoffer fast tiefsinnig, als wäre dieser Umlauf von Zeit recht bedeutsam. „Zehn Jahr! Jetzt da schau her!“

„Es kinnan aa elfi sei,“ sagte Wimmer. „Aba sag amal, an schön Profit muaßt do scho oba-g'schnitt'n hamm . . .“

„Was hot eahm eigentli g'fehlt?“

„Wem?“

„Dein Vata . . .“

„Ah so! No, ja, da Schlag hatt 'n halt troffa . . .“

„Da Schlag?“

Radlkoffer fragte so teilnehmend, als wäre hier eine äußerst seltene Anhäufung von Unglück zu bedauern.

„G'stroaft, un drei Tag danach tot g'wen,“ sagte Wimmer hastig, um aufs rechte Thema zu kommen. „Gel, an Quadratschuah hast du um zwoa Mark vierzgi kafft . . .?“

„Vo was?“

„Jessas, fragt der! Vo da Hellerwies'n halt!“

„Jetzt kimmst d' scho wieda mit dem Glump!“

„Ma red halt . . . net? Gel, zwoa Mark vierzgi?“

„Was woaß denn i!“ sagte Radlkoffer verdrießlich. „Dös hab i scho lang vagess'n. Gott sei Dank! Ma hat a so nix, als wia lauta Verlust.“

„Valust!“ Wimmer zog sich einen Stuhl her und setzte sich, um sich gründlich über diesen gewaltigen Spaß auszulachen. „An Valust hat er! Ho . . . ho . . . ho . . . ho! Jetzt schaug da grad so an Spitzbuamhäuptling o! Valust! Ho . . . ho . . . ho . . .“

„Dös is gar net zum Lacha.“

„Net?“ fragte Wimmer mit nassen Augen. „Is eppa zun Woana? Valust! Ho . . . ho! Na, paß auf, Schorschl, red amal g'scheidt, du host'n vakafft um fünf Mark sechzgi, dös san drei Mark zwanzgi für'n Quadratschuah . . .

„I mag nix mehr hör'n vo dem . . .“

„Tuat's da weh?“

„Weil i überhaupts koa Gedächtnis hab für so was, und überhaupts, weil i froh bin, wann i nix hör davo . . .“

„Vo dem Valust . . .?“

„Jetzt vazähl amal! Hat dei Vata . . .“

„Der is ei'grab'n, vastehst? Da Herr schenk eahm de ewig Ruah, und du ko'st as eahm aa lass'n . . . jetzt paß auf, i muaß da was sag'n . . .“

„Was muaßt du sag'n?“

„An Eröffnung will i dir macha . . . vastehst? Hock di no amal hi . . .“

„I steh liaba,“ sagte Radlkoffer.

„Wia's d' willst . . . jetzt paß auf . . . sag 'n ma, du hast am Quadratschuah drei Mark zwanzgi profitiert . . .

„Geh!“

„No ja, angenommen. Es ko ja aa mehra sei, aba mir sag'n drei Mark zwanzgi . . . und fufzgtausend Quadratschuah san's g'wen . . .“

„Herrschaft!“

„Es tuat da grad woi, Simmerl, wennst an solchan Profit nomal übaschlagst . . . san hundertfufzgtausend . . . wart amal . . . zwanzg Pfenning mal . . . san . . . san . . .“

„Jetzt sag da'r i was . . . Wimmer!“

„Was sagst d' ma?“

„Es war ma liab und angenehm, daß d' mi nach so langa Zeit wieda aufg'suacht hast, aba du derfst ma's net übinehma, i muaß heut . . .“

„Nix!“ sagte Wimmer mit einer Bestimmtheit, gegen die es keinen Widerspruch gab. „Nix muaßt d', mei Liaba, als wia dös hör'n, was da i sag.“

„Aba i muaß . . .“

„Na, sag i, da bleibst und machst d' Ohrwascheln auf . . . es is lauta Schön's, was d' z' hör'n kriagst, und es is dei Profit . . .“

„I will koan Profit . . .“

„Bst! Ruhe und staad sei! Also paß auf . . . Zwanzg Pfenning hamma g'sagt mal fufzgi . . . san nomal zehntausend Mark . . . also siehgst . . . wia r' a da g'sagt hab, koan Schmu will i durchaus net hamm, scho weg'n da Freundschaft net, obwohl daß i dir den Kaaf varrat'n hab . . .“

„Net wahr is!“

„Sag'n ma: varrat'n hätt, für den Fall, daß de Post net ausnahmsweis' g'rad de Kart'n valor'n hätt . . . aba, wia g'sagt, bei an Jugendfreind nimmt ma koan Schmu . . . aber oa G'fälligkeit is de ander wert . . . dös muaßt d' do selm sag'n . . .?“

„I sag' gar nix . . .“

„Weil's selbstvaständli is, net wahr . . . Also Simmerl, siehgst . . . i hab a G'schäft in Aussicht . . . a G'schäft, sag a da . . . im Jahr achttausad Mark Einkomma . . . vastehst . . . Einkomma . . .“

„I vasteh di scho . . .“

„Die Sache ist . . .“ Wimmer sprach bereits hochdeutsch, als er dieses anscheinend oft und auch mit Gebildeten berührte Thema vortrug . . . „Die Sache ist nämlich folgendermaßen. Von absolut sicherer Seite, die wo einen Zweifel auf sich nicht zuläßt, wo also jede Mutmaßung ab-

solut und durchaus ausgeschlossen erscheint, von dieser Seite also habe ich unter der Hand erfahren, mit strengster Diskretion . . . verstehst, Simmerl . . .?"

Simmerl verstand ihn durchaus und sah, so ängstlich er sich umsah, kein Entrinnen . . .

Es gab eine lange Geschichte, es gab eine zusammengeschwindelte Geschichte, und am Schluß einen Pumpversuch, und wenn man nein sagte, fing die Geschichte von vorne an und hörte nicht mehr auf, und wenn man ja sagte, war das Geld hin . . . und es gab kein . . .

Simmerls Blick fiel auf sein Aquarium, in welchem sich blitzende Goldfische hinaufschnellten und wieder herunterschossen und so fröhlich waren, wie harmlose Geschöpfe, die nie jemand anpumpt . . .

„Also von dieser durchaus authentischen Seite, die wo auch unter der Hand sich jederzeit Informationen verschaffen kann und gewissermaßen selbst die Hand dabei im Spiel hat . . . verstehst, Simmerl . . .?"

Ein rettender Gedanke kam über den Jugendfreund. Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Aquarium, breitbeinig und heuchelte plötzlich Interesse.

„Der wo also selber . . .?" fragte er.

„Der wo selbst die Hand im Spiele hat und auch von dritter Seite . . ."

Radlkoffer tauchte an, — ein Klatsch und ein Klirren, das Aquarium war umgefallen, die Fische zappelten . . .

„Jessas, meine Fisch! Resi! Resi! Jessas, de wern ja allsamt hi! Resi!“

„Tua's halt g'schwind in d' Waschschüssel! Also paß auf . . .“

„Dös is wahr! In d' Waschschüssel . . .“

Radlkoffer stürzte hinaus . . . schlug die Türe zu . . . und schrie der Resi, die eiligst aus der Küche kam:

„An Haf'n mit Wasser! Da tuast d' Goldfisch nei! D' Goldfisch lieg'n am Bod'n! Und . . .“ Radlkoffer flüsterte das mit blitzenden Augen, „. . . dem Kerl da drin, dem feina Herrn da drin sagst, i bin furt um a neu's Aquarium . . . und schmeißt 'n naus . . . und no mal wenn a Jugendfreind rei'lass'n werd . . . nacha!! . . .“

2*

Käsebiers Italienreise

Fabrikant Friedrich Wilhelm Käsebier aus Charlottenburg, seine Frau Mathilde und seine Tochter Lilly konnten endlich die längst ersehnte Reise nach dem sonnigen Süden antreten.

Sie fuhren über München—Innsbruck nach Verona, und wir wollen sie ihre tiefen Eindrücke von hier ab selbst schildern lassen.

I

Frau Mathilde Käsebier an Frau Kommerzienrat Wilhelmine Liekefett in Neukölln.

Verona, 12 febbraio.

My Darling!

Italia! Fühlst Du nicht auch den ganzen Zauber, den dieses Wort auf jeden Gebildeten ausübt? Ich kann Dir nur sagen, daß ich es kaum erwarten konnte, bis sich endlich der ewig blaue Himmel über uns wölbte. Mein Mann, der doch gewiß nicht allzu sensibel ist, rief schon in Kufstein: „Kinder, ich rieche schon den Süden."

Und Lilly machte so große Augen wie ein Kind, und ich konnte kaum einschlafen.

Denke Dir nur, vor Ala erwachte ich von einem melodischen Geräusche, und ich weckte Fritz, und wir glaubten beide, es sei eine Flöte. Ich sagte noch, es ist gewiß ein Hirte, der seine Ziegen zur Weide treibt und eine alte Weise dazu

bläst. Und ich malte ihn mir aus mit einem spitzen Hut und roten Bändern, wie man es doch öfter auf Bildern sieht.

Aber als Fritz den Vorhang hochzog, war es noch dunkel, und der Ton kam von der Dachrinne auf unserem Waggon. Es regnete nämlich. Das war freilich eine Enttäuschung, aber es ist doch schön, wenn die Phantasie so frei zu schweifen vermag und wenn man sich eigentlich nur Poesievolles zu denken vermag.

In Verona kamen wir ziemlich früh an, und es war ein schrecklicher Lärm auf dem Bahnhof. Ich dachte gleich an Deine Mahnung und gab sehr acht, daß der facchino unsere Gepäcke auch richtig an den Wagen brachte. Aber Fritz bekam zwei falsche Lire, als ihm der facchino herausgab.

Es ist doch zu traurig, daß ein so herrliches Land solche Zustände hat!

Addio für heute, Darling! Ich küsse Dich tausendmal

als Deine überglückliche Mathilde.

P. S. Im tea-room unseres Hotels sah ich gestern eine englische Lady in einer Abendtoilette von rosa goldgemustertem Brokat mit rosa Liberty und hellgrüner Tüllspitze. Das Kleid gefiel mir entschieden besser als das von Frau

Thiedemann. Du weißt doch, der doppelt drapierte Rock mit Frackjacke und Kimonoärmeln.

Nochmals Grüße und Küsse!

Evviva la bella Italia!

2

Ansichtskarte. Amphitheater in Verona.

Fräulein Lilly Käsebier an Fräulein Lotti Jürgens, Berlin NW.

12 febbraio.

Hier ist alles wahnsinnig italienisch! Ach, wenn Du doch hier wärst!!!

Warst Du bei Moissi?? Bitte, bitte, schreib mir darüber!!

10000 K. u. Gr. Sempre la tua

Lilly.

3

Frau M. Käsebier an Frau Kommerzienrat W. Liekefett in Neukölln.

Venezia, 14 febbraio.

My Darling!

Gestern noch in Verona, und heute sind wir schon in der lagunenumrauschten Königin der Meere! Welch ungeheure Eindrücke ziehen hier doch in raschem Wechsel an uns vorüber! Hier spricht ja jeder Stein zu dem Gebildeten, und man kommt aus der künstlerischen Erregung ja eigentlich nie heraus.

In Verona hat mich am meisten das Grab von Romeo und Julia interessiert. Zu denken, daß man hier an der Ruhestätte dieser beiden Unglücklichen steht, deren Schicksal uns so sehr gerührt hat, und daß vielleicht ganz in der Nähe jener Palazzo ist, auf dessen Balkon das liebeglühende Mädchen sprach:

It was the nightingale and not the lark!!

Gott, wie man hier diese Poesie erst so recht versteht! Eigentlich müßte man mit Moissi hier sein.

Findest Du nicht auch, daß er in der letzten Zeit schlanker geworden ist? Thiedemanns erzählen, daß er müllert, aber Silberstein hat mir versichert, daß er die Fletcherkur gebraucht.

Jedenfalls, es wäre wundervoll, wenn er hier auf einer Strickleiter vom Balkon eines Palazzo herunterstiege.

So bevölkert unsere Phantasie auch die toten Gebäude mit den Gestalten der Dichtung.

Von Verona sind wir im direttissimo hierher gefahren.

Meyer hat es uns zwar zur Pflicht gemacht, daß wir in Vicenza aussteigen, um die dortige Architektur zu sehen, aber Fritz sagte, wir hätten genug zu tun, wenn wir die eigentlichen Clous kennen lernen wollten.

Und Kunstgelehrte haben doch alle einen Vogel. Findest Du nicht auch?

In Venezia sind wir am Bahnhofe sogleich in eine Gondola gestiegen und nach dem Hotel gefahren.

Gott, wie mir da zumute war! So romantisch!

Ich mußte immer an ein Lied denken, das man früher oft hörte, mit dem Refrain: „So singt der Gondoliere" oder so ähnlich. Aber eigentlich war es eine Enttäuschung, die Gondel nämlich und der Gondoliere. Ich dachte mir die Leute viel pittoresker, als schlanke Jünglinge mit silberbestickten violetten Escarpins usw. So sahen sie nun nicht aus.

Ach, Darling, unsere Phantasie spiegelt uns doch so manches viel malerischer vor!

Für heute Schluß! Wir sollen noch eine Serenata auf dem Canal Grande hören.

Addio carissima mia! Tanti saluti! Tausend Grüße und Küsse!

Deine Mathilde.

Was sagst Du zu meinem Italienisch? Krauses haben uns geschrieben, daß der junge Silberstein allgemein als pervers gilt. Glaubst Du es? Gott, wie schrecklich!

4

Friedrich Wilhelm Käsebier an Herrn Rentier Adolf Krickhan, Charlottenburg, Kantstraße.

Venedig, oder Venezia, wie meine
Olle zu sagen pflegt, 15. Februar.

Oller Bouillonkopp!

Meine fidele Karte aus München wirst Du erhalten haben. Ich war nämlich mit dem jungen Krause noch auf einer Karnevalsbierreise, nachdem ich die Damenwelt ins Bett geschickt hatte. Junge, ich sage Dir!

Ein paar Nachtbetriebe mit Bier und Weißwürsten und Mädels!

Hollolo juhu! Wir zogen noch mit 'n paar Dominos und einer Sennerin los in so eine Kutscherbude am Marienplatz. Fein mit Ei!

Die Sennerin hatte 'n Ausschnitt und Vorjebirge! Ei wei, Backe!

Du kannst Dir denken, wie ich da in meinem Element war, und die Kleine war direkt in mich verschossen. Nu lach nich so dreckig!

Sie sagte fortwährend: „Sie sin oder sein aber schlimm," und Augen machte sie! Na, Junge, ich sage Dir, nich zu knapp! Eigentlich schade, daß man weg mußte und nu hier sitzt. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich — vastehste?

Die Reise war bis jetzt so lila. In Verona bekiekten wir eine olle Ruine, die früher mal ein Zirkus oder Theater war. Ich sagte, Theater=

ruinen haben wir nu auch in Berlin genug, wo jede Saison 'n paar verkrachen, aber da kriegte ich's nich schlecht ab. Bildung — Junge!

Hierzulande sin die ollen Klamotten Heiligtümer, und meine Mathilde sieht fortwährend den Geist der Geschichte herumschweben.

Ich sage bloß, ne ordentliche Portlandzementfabrik her, un rin mit die Ruinen. Dafor können se uns noch dienen, die ollen Ruinen.

Aber sag das mal zu diese Jüngerinnen Bädekers, und dann ein Blick, vastehste, der durch Weste und Hemd geht.

Am Grabe Romios bemühte sich die Gattin, eine Träne rinnen zu lassen, un natürlich hat sie's auch fertig gebracht. Dabei soll der Kerl schon über hundert Jahre tot sein! Haste Worte?

Nu sind wir also glücklich hier in der Stadt, wo man in Gondeln gondelt. Du sollst mal sehen, wie verzückt die Damenwelt ins Wasser kiekt, bloß weil's Lagune heißt. Es spiegelt sich aber nischt darin, dazu ist es viel zu dreckig.

Am Markusplatz erzählte uns der Fremdenführer, daß vor ein paar Jahren der Turm eingestürzt ist. Na, was ich sage! Die Trümmer haben sie wieder zusammengekleistert, statt mal ordentlich mit Eisenbeton ran zu gehen.

Allens wegen die Fremden un damit Bädeker recht hat.

Sie leben hierzulande von der Vergangenheit und Jeschichte, damit sie nischt zu arbeiten brauchen. Das is die Jeschichte.

Eine Gesellschaft sage ich Dir! Schieba!

An der Grenze haben sie mir meine Kiste Bremer Zigarren gemaust oder konfisziert, wie man hier sagt. Und nu soll einer die Stinkadores italianos rauchen! Nee! Schön is anders.

Nu lebe wohl! Ihr sitzt wohl bei Stahlmann und spielt den deutschen Dreimännerskat? Der vierte Mann schwimmt in Wonne und Renässanxe und freut sich, wenn er wieder mal 'n ordentlichen Grand mit vieren aus der Hand kriegt.

Grüße Schmidtke und Krüger und sage ihnen, ich kann's nicht erwarten, daß ich wieder mal unter vernünftigen Menschen bin.

Was soll mir der Molo? Ich spiel' lieber 'n Solo! Au!

Euer Fritze Käsebier.

5

Ansichtskarte. Markusplatz in Venedig.

Fräulein Lilly Käsebier an stud. jur. Max Krüger, Berlin.

Venezia, 15 febbraio.

Venedig ist wahnsinnig echt.

Lilly.

6

Ansichtskarte. Venezianische Gondel.

Fräulein Lilly Käsebier an Fräulein Lotti Jürgens, Berlin NW.

Um unser Schiff die Welle schäumt,
Der Gondoliere steht und träumt,
La luna blickt herunter,
Und wir genießen's froh und munter.
A rivederci!!! Tanti saluti!

Deine Lilly!

Warum seid Ihr nicht bei uns, um all dies Schöne mit zu genießen??!

Mama Käseb.

Gruß F. W. K.

7

Frau M. Käsebier an Frau Kommerzienrat W. Liekefett in Neukölln.

Firenze, 18 febbraio.

My Darling!

Was sagst Du? Im Fluge von den blauen Wogen des Adriatischen Meeres hierher in das ewig schöne Firenze!

Ich bin so voll von übermächtigen Eindrücken, daß ich mich kaum zu sammeln weiß. Von der herrlichen Lagunenstadt riß ich mich nur mit blutendem Herzen los, denn was hier das Auge des Gebildeten erblickt und wovon hier die Seele zu träumen vermag, das ist unbeschreiblich!

Ja, Du hast recht in Deinem lieben, herr-

lichen Briefe, für den ich Dir innigst danke, daß wir in Venezia gewissermaßen erst die Sehnsucht erkennen, die geheimnisvoll in uns schlummert.

Wenn man so in einer Gondel sitzt und lautlos durch die Lagunen gleitet, kommt man sich selbst vor wie eine Katharina Cornaro, und man möchte an den Dogen, der hinter uns sitzt, ein Wort der Bewunderung richten.

Nur daß freilich mein husband die Illusion fortwährend durch seine Berliner Witze zerstörte.

Aber trotzdem, dieses Plätschern der Wellen, diese Palazzi mit ihren kühnen byzantinischen Formen, diese Rufe der Gondolieri wiegen uns immer wieder in Träume von der Vergangenheit.

Man denkt an den Kaufmann von Venedig und glaubt dem entsetzlichen Shylock begegnen zu müssen, und man denkt an das entzückende Buch vom Tod in Venedig, von dem jetzt doch so viel geschrieben wird. Ach, Darling, wenn man mit Richard M. Meyer, der doch so unglaublich viel gelesen hat, über den Rialto wandeln dürfte und seinen Ausführungen lauschen könnte!

Zwar findet man ja alles im Baedeker, aber dennoch, weißt Du, vom Standpunkte der höchsten Kultur aus den Geist der Geschichte beleuch-

tet zu sehen, das wäre der höchste Genuß, und nirgends sehnt man sich mehr nach einer gleichgestimmten Seele, als gerade hier.

Eigentlich sollte man glauben, daß die Leute, welche immer hier leben dürfen, von der alten Kultur vollkommen durchdrungen sein müßten, aber man erkennt nur zu bald, daß dieses Volk eigentlich so gar nichts weiß von dem hehren Geiste, der um diese Stadt gelagert ist, und daß es vollkommen stumpf im Schatten der wundervollen Palazzi seinem alltäglichen Leben frönt.

Du solltest unsern Richard M. Meyer einmal fragen, woher es kommt, daß ein Volk so gänzlich ohne höhere geistige Interessen zu leben vermag, welches doch früher auf einer ähnlichen Kulturstufe stand, wie wir jetzt.

Es wäre doch sehr interessant, von ihm eine authentische Auskunft zu erlangen.

Übrigens, Darling, sieht man hier sehr elegante Fremde, und die neuen Frühjahrstoiletten sind direkt süß.

Die neue hohe Form der Hüte ist entzückend; viele sind aus schwarzem Moiré mit Phantasiegestecken. Und die Mäntel, Minchen!

Weißt Du, futterlos mit breiten Vorderteilen, innen mit Leinenanlage, große untergesteppte Taschen, und der Rücken nahtlos, oben mit schmaler, unten mit breiter Naht aufgesteppt!

Sie sind tipptopp und très, très chic!

Am 17. mußte ich mich von Venedig losreißen.

Mit welchen Gefühlen, brauche ich Dir nicht zu schildern.

Es war ein Traum!!!

Aber doch, wir gehen ja neuen Herrlichkeiten entgegen, und hier in Firenze, in der Capitale der Renaissance und Dantes will ich erst recht in Kunst und Schönheit schwelgen.

Inviando a Lei una cordiole stretta di mano!

Was sagst Du zu meinem Italienisch?

Tausend Grüße und Küsse

la tua, la tua!

Mathilde.

Der junge Silberstein soll doch ganz bestimmt pervers sein.

Jürgens haben es nun auch geschrieben. Und denke Dir nur, wen sahen wir hier in Firenze als ersten Menschen? Ihn!! Den jungen Silberstein! Und Fritz sagt, nun sei es richtig.

Denn hier — — Darling, man erzählt sich ganze Hardenbände von der deutschen Kolonie, und wenn wir erst mal wieder zusammen sind, geb' ich Dir Aufschlüsse — shocking — very shocking!!

8

Ansichtskarte. Florenz von San Miniato aus. Lilly Käsebier an Jenny Krause, Berlin NW, Lessingstraße.

Firenze, 18 febbraio.

Florenz ist wahnsinnig italienisch. Man begreift hier erst, was es ist!! Gr. u. K. Deine felicissima Lilly.

Nachschrift:

Warum seid Ihr nicht mit uns, um all dies Schöne mit zu genießen?!

Viele herzl. Grüße

Mathilde K.

9

Ansichtskarte. Palazzo vecchio in Florenz. Lilly Käsebier an stud. jur. Max Krüger, Berlin, Kurfürstendamm.

Ecco l'Italia!! Ecco Firenze!!

Hast Du eine Ahnung, Maxe??

Lilly.

10

Frau M. Käsebier an Frau Auguste Krause, Berlin NW, Lessingstraße.

Firenze, 19 febbraio.

Dearest Auguste! Sweetheart!

Schon längst wollte ich Dir schreiben, aber die Flut dieser Eindrücke strömte so mächtig

über mich herein, daß ich wirklich zu gar nichts kam.

Was soll ich Dir schreiben? Wie soll ich es Dir schildern, was ich im amfiteatro in Verona, vor dem palazzo ducale in Venezia, vor dem herrlichen Colleoni empfand?!

Es ist unsagbar, und Worte sind zu schwach, um all das wiederzugeben, was sich angesichts solcher Wunder in uns vollzieht! Darüber einmal mündlich, und ich werde Dir dann mein Herz ausschütten.

Wir sind alle gesund und überglücklich.

Fritz natürlich in seiner Art. Du kennst ja Deinen Bruder und weißt, daß er nun mal von einer gewissen Erdenschwere ist, und wie er als echter Berliner seine Bewunderung nie zu erkennen gibt, sondern hinter schnoddrigen Bemerkungen versteckt.

Manchmal verletzt es einen sogar, aber man muß ihn eben nehmen, wie er ist. Ich bin überzeugt, daß er doch auch gegen die Sprache, welche all diese Herrlichkeiten reden, nicht taub ist. Wie geht es Deinem Karl, oder Carlo? So werde ich ihn von jetzt ab nennen, denn ich werde mich nie mehr von dem Wohllaute dieser Sprache losreißen.

Grüße ihn und Deine Kleine. Täglich sagen wir, wie schade es ist, daß Ihr nicht mit uns sein könnt.

Saluta i tuoi cari! Addio con tutta l'anima!

Deine Dich liebende Schwägerin Mathilde.

Gestern waren wir im Palazzo Vecchio, im Palazzo degli Uffizi und im Palazzo Pitti. Schon diese Namen!

Und eine Menge von Gemälden! Wenn man sie nur zählen wollte, würde man schon ermüden, und erst, wenn man sich in sie versenkt!

Addio carissima!

II

Friedrich Wilhelm Käsebier an Herrn Rentier Adolf Krickhan, Charlottenburg, Kantstraße.

Florenz, auch Firenze genannt, den 20. Februar.

Oller Demelack!

Deinen Brief habe ich hier im Hotel vorgefunden, und es ist nur gut, daß ihn meine Lärmstange nicht in die Flossen kriegte, denn Deine liebenswürdige Schilderung von mir und der kleinen Tirolerin war das menschenmeechliche.

Wer kann for de Liebe, Adolf?

Und ich sage Dir nur, Du hättest Deine Kulleroogen aufgerissen.

In Venedig waren wir drei Tage, und Du kannst Dir wohl vorstellen, wie miesepetrig mir

war, immer neben der Ollen in Ekstase und immer Vortrag über schweigende Lagunen und tote Königin der Meere und was sich die Frauenzimmer so zusammenlesen.

Ich sage bloß, was bietet mir als Mann von heute, der mitten im Leben steht und die Ellenbogen brauchen muß, so 'n Altertum?

Alter Kese stinkt.

Aber die Olle tat natürlich immer jerührt wie Appelmus und spielte mir Bildung vor.

Da war auch so 'n Reiterdenkmal von Colleoni, und Du hättest mal hören sollen, was die Damenwelt da für einen Raptus kriegte oder wenigstens so tat, und die kleine Kröte fing mir zu himmeln an.

Na, so blau! Ich sagte „Ferd is Ferd" und ob es mal das linke Bein oder das rechte Bein hochhebt, das macht doch wirklich nicht den Unterschied, daß sie tun müssen, als wären sie von der Stadtbahn überjefahren.

Na, da gab es wieder den Blick, als wenn sie Gott um Rechenschaft fragte, wie er so was wachsen lassen konnte.

Tut mal nich so, sagte ich, ich sage bloß ehrlich meine Meinung, und ihr spielt Theater, und das Textbuch ist der Baedeker.

Nu aber raus aus die Lagunen und rin ins Tschinquetschento!

3*

Du sollst mal Mathilden hören, wie sie Tschinquetschento sagt, so als wenn sie 's erfunden und ganz alleine hätte, und auch wieder mit 'n Vorwurf gegen mich.

Nu ja, ich sage doch nischt!

Ich bin auf den Leim gekrochen und habe diese Reise in die gebildeten Länder gemacht und muß sie aushalten und bezahlen, und ich schwöre Dir, Adolf, einmal und nicht wieder!

Hier ist nun ein ganzer Band Baedeker zu absolvieren, und unter acht Tagen krieg ich die Olle nicht los, schon wegen die Briefe nicht, die sie schreiben muß, und weil man an ihrer Begeisterung zweifeln könnte, wenn sie zu kurz hier wäre, und so müssen wir eben unsere Zeit hier absitzen.

Hier gibt's noch mehr olle Häuser und Monumente und Kirchen und Klamotten und Kinkerlitzken und Hurrjott, erst die Bilder!

In den Restaurants sind wir nun schon ganz italjensch geworden, und sie kommandiert die Ober herum, daß es ein Vergnügen is mit insalata verde und testina di vitello con salsa picante und tortellini al brodo, und sie sagt es so, als wenn sie mang die Renässanxe geboren wäre.

Und täglich seufzen sie über mir, weil ich die verfluchten Spargbetti noch nicht wie 'n italieni-

scher Lord um den Löffel wickeln kann und weil sie mir immer links und rechts aus der Futterluke bammeln, und denn helfe ich mir, wie's jeht.

Petrus sprach zu seine Jünger, wer keen Löffel hat, eßt mit de Finger.

Was mit die holde Weiblichkeit los war, fragst Du mich, kleiner Schäker?

Nischt. Und nischt is jut for de Dogen.

Ich mußte doch in Venedig Mondnacht mit Familie genießen und Stimmungen empfangen. Da hatte ich keine Gelegenheit, mir die Hexen näher zu betrachten, die einem mit ihren kohlschwarzen Augen das Herz versengen.

Na, vielleicht können sie hier mal Renässanxe ohne Papa intus nehmen, und denn zieh ich los und jebe meinem Herzen einen Stoß.

Grüße die Brüder von

Euerm Fritze Käsebier.

12

Ansichtskarte. Dom in Florenz.

Lilly Käsebier an Lotti Jürgens, Berlin NW, Schleswiger Ufer.

18 febbraio.

Hast Du Worte? Ich bin wahnsinnig vor Entzücken. Diese Stadt! Dieser Himmel!!!

Nächstens folgt Brief. Saluti e baci!!

Deine felicissima

Lilly.

13

Frau Mathilde Käsebier an Frau Kommerzienrat Wilhelmine Liekefett in Neukölln.

Firenze, 21 febbraio.

My Darling!

Nun sind wir schon den dritten Tag hier, und ich kann mich nicht erholen vor Bewunderung über diese unsagbare Kunst und Kultur, welche hier einmal geherrscht hat. Man fragt sich doch unwillkürlich, wie es möglich war, daß im finstern Mittelalter doch auch eine gewisse Bildung vorhanden war. Ich denke es mir so, daß sie damals natürlich selten war und nicht allgemein, wie jetzt unter uns, und daß sie dann aber sehr stark bei einzelnen Leuten war und sie zu solch herrlichen Leistungen befähigte.

Du siehst, Darling, man wird hier ganz von selbst auf Schritt und Tritt zum Nachdenken angeregt, und man befaßt sich hier mit Problemen, zu denen man daheim im Hasten und Treiben des gesellschaftlichen Lebens leider nur allzu selten kommt.

Freilich haben wir ja bei Schulte oder Cassierer häufig Anregung, und wir können sogar, was mir hier sehr fehlt, durch Aussprache mit bedeutenden Geistern oder bekannten Kunstkritikern unser eigenes Fühlen und Denken ergän-

zen, aber ich fühle doch hier, daß uns auch die Vergangenheit unsagbar vieles zu bieten vermag.

Oft wünsche ich mir hier eine starke Hand, die mich durch die Renaissance hindurchleitet, wie unsere Kritiker zu Hause durch die moderne Kunst, aber das ist nun mal ein unerfüllbarer Wunsch.

Ja, ich finde sogar für mein inneres Erleben so gar keine gleichgestimmte Seele, denn Lilly, so sehr sie sich bemüht, ist eben doch zu jung, und mein Mann — — —

Dearest Wilhelmine, oft frage ich mich, wie eigentlich das Leben zwei so widerstrebende Naturen zusammenführen konnte, und wie ich meine Ideale in einer solchen nüchternen Umgebung unberührt bewahren konnte. Zu Hause fühlte ich das ja nicht so sehr, wo ich Dich und einen Kreis von Gebildeten habe, aber hier befällt mich doch oft die schreckliche Gewißheit, daß ich nie, nie verstanden worden bin!!

Doch, ich will nicht klagen, sondern dankbar sein, daß ich wenigstens all dieses Schöne und Interessante in mich aufnehmen kann. Wir haben schon gleich in den ersten zwei Tagen die Gemäldesammlungen Uffizien, Pitti und Accademia, und das Barcello und auch die wichtigsten Kirchen erledigt, aber ich sehe aus Baedeker, daß wir noch sehr viel zu absolvieren haben.

Da ist es doch auch wieder eine Erholung, daß ich mit Lilly zum five o'clock gehe, wo wir entzückende Musik hören und die elegante Welt sehen können.

Denke Dir nur, ein sehr schicker Herr hat sich uns vorgestellt, ein Conte Bonciani, welcher dem italienischen Uradel angehört, so etwas ganz Vornehmes, weißt Du, wie bei uns der schlesische Adel, den man in der Hedwigskirche sieht.

Er verwechselte mich mit einer Gräfin Schlieffen, die er in der deutschen Gesandtschaft kennen gelernt hat, und der ich außerordentlich ähnlich sehe, wie er sagt. Er war Attaché in Wien und München und spricht sehr gut Deutsch, nur mit italienischem Akzent, was ganz entzückend ist.

Er macht mir ein bißchen den Hof, aber ganz in den Grenzen eines Grand-Seigneur von der alten Schule, und hat so chevalereske Manieren, wie man sie eben doch nur bei so echten, alten Familien findet. Wenn er hier von einem Palazzo Strozzi oder so spricht und so ganz nonchalant sagt, daß er seinem Onkel gehört, fühlt man doch, welcher vornehmen Tradition man hier begegnet, und ich sagte ihm auch, wenn er je einmal nach Berlin kommt, muß er uns besuchen, und ich gebe dann einen großen Abend.

Morgen ist ein concours hippique in den Cascinen, und Bonciani will mich und Lilly

dorthin führen; Fritz wird uns nicht begleiten. Er hat hier ein Bierrestaurant gefunden und das, was er gemütlich nennt, und er will sich in diesen Seligkeiten nicht stören lassen. Ich bin auch wirklich nicht unglücklich, wenn er wegbleibt, denn wenn wir voraussichtlich mit einigen ersten Familien von Florenz Bekanntschaft schließen — — Du verstehst mich.

Aber nun addio, Darling! Addio! Tausend Grüße und Küsse

von Deiner
Dich liebenden Mathilde.

Ich habe mir hier ein Kostüm bestellt, da wir nun doch öfter mit dem Conte die Passeggiata in den Cascinen mitmachen und mit der first class bekannt werden sollen. Es ist ein französisches Jackenkostüm mit Hüftgürtel. Weißt Du, futterloser Dreibahnenrock zu Sackrockfalten gelegt, die Jacke seidengefüttert, an den vordern Rändern zusammenhängend mit dem Kragen, mit dem gleichen Stoff besetzt.

Dazu ein Hütchen, Darling! Ein Gedicht! Schwarzen gefalteten Samtkopf mit schwarzen Reihern. Er sieht fast so aus wie ein Samtbarett, und man kann sich Michelangelo vorstellen, der, ein solches Barett keck aufgestülpt, durch die Straßen von Firenze wandelt.

Der Conte findet das auch.

Addio! Addio!

14

Lilly Käsebier an Lotti Jürgens, Berlin NW, Schleswiger Ufer.

Firenze, 23 febbraio.

Liebste süße Lotti!

Endlich kann ich Dir den versprochenen Brief schreiben, aber Du glaubst ja gar nicht, wie wahnsinnig man hier in Anspruch genommen ist von allem Neuen, was man sieht und hört. Vormittags muß man sich bilden und in Begeisterung schwelgen, aber nach Tisch, Lotti! Lotti! Du ahnst es nicht.

Nein, die Italiener sind wirklich süß!

Du, die können einen ansehen mit ihren runden schwarzen Augen, daß einem ganz schummerig wird, und frech wie Oskar!

Und Leutnants sieht man hier, Li-La-Lotti, weißt Du, mit himmelblauen Breeches und breiten, amarantfarbenen Streifen und kurzen, ganz, ganz engen Uniformröcken. Ich finde sie einfach süß.

Der gräßliche Professor Hänisch, den Papa hier in einer Pilsner Bierhalle getroffen hat, sagt, die italienischen Offiziere hätten nicht den wuchtigen, kriegerischen Ernst wie die preußischen, aber

ich bin überzeugt, daß sie viel, viel besser flirten können.

Ach, Süßing, warum spreche ich nicht Italienisch?

Da sieht man doch erst, wie gut es ist, wenn man die Sprache eines Landes kennt, und ich habe mir auch fest vorgenommen, daß ich zu Hause italienische Stunden nehme.

Und dann reisen wir aber auch ganz gewiß mitsammen hieher — Li-La-Lotti, und ich mache Dir den Cicerone und übersetze Dir, was so ein Gentiluomo — Gott, wie das klingt! — uns ins Ohr flüstert.

Du!!!

Denke Dir, wir haben einen echten Conte kennen gelernt bei Donnay, einen wahnsinnig schicken Attaché, der in Wien bei Hof war und sehr gut Deutsch spricht! Conte Bonciani. Er hat sich uns beim five o'clock vorgestellt, und wir fuhren gestern mit ihm in einer Carozza zum Rennen.

Mama ist ganz begeistert von ihm, weil er zur crême de la crême gehört, und er hätte uns auch den besten Familien vorgestellt, aber Mama wollte nicht, weil sie ihr Kostüm noch nicht bekommen hatte, und da zeigte er uns nur die Strozzi, Ricci und Aldobrandini usw., mit denen er doch meistens verwandt ist.

Ich finde ihn todschick, aber er flirtet auch kein bißchen mit mir und macht nur Mama respektvoll den Hof.

Ich muß aber jetzt schließen, Süßing. Mama ruft mir schon ungeduldig, weil wir zum five o'clock gehen.

Tanti saluti e baci (Küsse!!) von Deiner

Lilly.

Grüße auch Krügers vielmals und Mäuschen und Jenny und den verrückten Max und alle, alle Bekannte, und sage ihnen, es ist noch schöner, als man sich das ausmalt.

Du!! — — Hast Du Moissi nicht mehr gesehen? Ach erzähle doch, bitte! bitte! Wie war es denn in der Philharmonie? In Venedig haben wir immer von ihm geschwärmt, und ich habe ihn mir vorgestellt im Romeokostüm in einer Gondel — —!

Adieu! Adieu! Mama ruft schon wieder.

Du! Etwas muß ich Dir noch rasch erzählen. Man legt doch seine Visitenkarten auf das Grab von Romeo und Julia, und ich habe auf ein Kärtchen „Moissi" geschrieben und habe es auf den Sarg der Liebenden gelegt. Was sagst Du??

Addio, carissima!!

Du! Von dem jungen Silberstein habe ich

was erfahren!! Du auch? Bitte, bitte, schreib mir! Ja??

15

Friedrich Wilhelm Käsebier an Herrn Rentier Adolf Krickhan, Charlottenburg, Kantstraße.

Florenz, 24. Februar.

Olle Meppelnese!

Uff! Mir jeht de Puste aus. Kinderkens, habt Ihr ne Ahnung, was ein Mensch für seine Bildung tun muß? Ihr habt sie nich!

Ihr sitzt bei Mutter Böhme und spielt eine Ehrenronde nach der andern und jießt immer noch ne Nullweiße uff de Lampe und — ich! Heiliger Bimbam!

Ich muß uffzieh'n in den Uffizien, ich muß mit — i — in Palazzo Pitti — ich muß — o weh o! Ins Museo!

Aber Ihr Kesetöppe kennt ja nich mal die Namen, und von dem, was es ist, habt Ihr noch nich 'ne Ahnung jejessen!

Stell Dir mal vor eenen Korridor — vom Brandenburger Tor — ich bin heute poetisch, was, Adolfken? — also vom Brandenburger Tor bis zum Schloß, denn rechts um die Ecke rum een langer Korridor, und denn links herum eener vom Schloß bis Brandenburger Tor. Das sind die Uffizien. Und paß mal Acht, ein Zim-

mer am andern und hinterm Zimmer wieder 'n Zimmer und daneben 'n Zimmer und allens voll Bilder und Jemälde und Jemälde und Bilder, und nu setz Dich mal in Trab neben meiner Mathilde und schese mal durch Saal Nummer 1 bis 99, und denn kajole von 99 bis 222, immer mit 'n Lötkolben im Baedeker!

Madonna mit 'n Kanarjenvogel, Madonna mit dem Zeisich, Madonna mit was weiß ich und Lippo Lippi und Lippino Lippi und Botticelli und noch neunhundertneunundneunzig tschelli und tschello und Knaatsch und Kuddel und 'n steifes Jenick und de Hühnerkieke — siehste Junge, das ist Kunst und muß jenossen werden.

Hurrjott, wo sie nur alle die Bilder her haben!

Wir Berliner haben doch auch mächtig ville Maler, die en orntliches Ende weg schmieren, aber ganze Stadtteile mit verkleckster Leinewand, halt mal 'n Hut uf — ick will ausspucken.

Un Mathilde!!

Sie hat 'n runden Flunsch gekriegt mit lauter italienische Namens, und wenn sie so'n Happenpappen mit tschelli und tschello hat, denn kaut sie 'n paar Stunden dran, und en Augenaufschlag hat sie sich angewöhnt von wegen meinem Mangel an Kultur, mit dem kann sie sich für Jeld sehen lassen.

Nee, Junge, nu hab ich genug vons Tschinquetschento.

Ich habe der Damenwelt erklärt, daß ich nicht mehr mitspiele, und meinetwegen können sie die Baedekerkur so lange mitmachen, wie se wollen, mich kriegen sie an die Lippo und Lippi nicht mehr ran.

Von die vielen Heilijen is mir schwach jeworden, und ich werde mir jetzt mal ordentlich Pilsner in de Jacke schwenken.

Menschenskind, was sagst Du?

Begegne ich nicht vorgestern dem Oberlehrer Hänisch, der hier auch noch was zulernen soll, und führt er mich nicht in die allergemütlichste Pilsnerbierstube?

Stahlmann in Florenz!

Nu glaube ich wieder, daß ich in Europa bin, und Bismarckheringe und Rollmops und 'n großes Pils, da fordere ich das Jahrhundert in die Schranken und Mathilden ihr fünfzehntes ooch.

Nee, das is merkwürdig, Adolfken, hier ist jeder Schluck Bier eine vaterländische Festfeier, und es singt in einem wie die Wacht am Rhein und Deutschland, Deutschland über alles, wenn man erst wieder mal das richtige Getränke hat.

Hänisch ist ganz der richtige Mann für so was, und det kannste glauben, es werden uns nich bloß de Oogen naß vor Vaterlandsliebe.

Mathilde hat die Hoffnung aufgegeben, daß ich mir noch mal die Beene in Leib stehen werde vor ihre Baedekerbekanntschaften, und sie läßt mir auch alle Tage an ihrem Mitleid über meine Unbildung riechen. Aber ich glaube, der Tschinquetschento stoßt ihr selbst 'n bißchen sauer uff, und sie begibt sich mit ihrem Wissensdurst mehr in die Ruhe.

Sie hat's nun wieder mit Eleganz und Gegenwart und schlabbert Tee mit Musikbegleitung, und vorgestern ist sie mit Lilly zum Rennen gefahren.

Sie quasselt jetzt viel von Legationen und Gesandten und erste Florentiner Familien, weil sie ganz was Vornehmes kennen gelernt hat, so 'n Windbeutel, der mal Attaché in Wien gewesen ist, sagt er.

Ich habe auch schon die Ehre jenossen, und ich muß sagen, der Kerl mit seinem gefärbten Schnurrbart sieht aus wie 'n Mausfallenhändler mit gepumpter Kleedage, und Jeld is bei dem det wenigste. Der richtig gehende Nassauer.

Er hat die große Klappe und is ein Herz und eine Seele mit allens, was adelig ist.

Ich trau dem Kerl nicht über den Weg, aber die Damenwelt verliert den ganzen Glauben an mir, wenn ich davon anfange.

Na, lange bleiben wir ja nich mehr, und übermorjen oder in drei Tagen fahren wir nach Rom, wo es, wie Hänisch sagt, auch Pilsner Hallen gibt.

Auf die Weise ertrage ich noch 'n paar Wochen Italien, aber hernach, Hurrjott, gibt's eine dolle Skatsitzung.

Grüß die Brüder

von Euerm Rennässanzmenschen
Fritze Käsebier.

16

Telegramm.

Frau M. Käsebier an Frau Auguste Krause, Berlin NW, Lessingstr.

Florenz, 24. Febr., 10 h vorm.

Absendet sofort eingeschrieben meinen Schmuck nach hier. Brief unterwegs.

Mathilde.

17

Frau M. Käsebier an Frau Auguste Krause, Berlin NW, Lessingstr.

Firenze, 24 febbraio.

Dearest Auguste!

In aller Eile möchte ich Dir auch brieflich mitteilen, daß und warum ich Dich um sofortige Sendung meines Schmuckes ersuchen mußte. Am 27. febbraio ist Rout beim Principe Orsini,

und ich soll durch Conte Bonciani dort eingeführt werden!

Welch ein Glück, daß ich wenigstens eine Gesellschaftstoilette mitgenommen habe! Du hast hoffentlich den Schmuck sofort abgeschickt, damit er noch rechtzeitig eintrifft, denn Bonciani sagt, daß es florentinische Sitte ist, beim Rout Schmuck zu tragen, und daß die crême de la crême von Firenze an diesem Abend im höchsten Glanze erscheinen wird. Es ist die denkbar größte Ausnahme, wenn forestieri — Ausländer — zu solch intimem Abend eingeladen werden, und nur dem kolossalen Einfluß des Conte ist es gelungen, diese hohe Ehre für mich zu erreichen. Bonciani sagt, daß die großen Familien der Colonna und Orsini viel, viel exklusiver sind als die deutschen Fürstenhöfe, und daß es viel leichter ist, in der Wiener Hofburg Eingang zu finden als bei der altissima nobiltà hierzulande.

Dearest Auguste, Du hast doch ja den Schmuck sofort abgeschickt!?!

Das Telegramm habe ich heute vormittag aufgegeben, wenn er noch am 24. abging, muß ich ihn unbedingt am 26. abends, oder längstens am 27. früh haben.

Verzeih, daß ich Dir die Mühe machte, aber Du verstehst doch, wie viel mir daran liegt, bei diesem Abend repräsentativ zu erscheinen!

Viele, viele Grüße an Dich und alle Lieben von

Eurer felicissima Mathilde.

18

Frau Mathilde Käsebier an Frau Kommerzienrat Wilhelmine Liekefett in Neukölln.

Firenze, 25 febbraio.

Sweet Darling!

Heute schreibe ich Dir so beseligt und glücklich, wie noch nie. Denke Dir nur, Bonciani hat es durchgesetzt, daß ich zum Rout des Principe Orsini eingeladen wurde, eine Ehre, nach der die vornehmsten Mitglieder der deutschen Kolonie vergeblich schmachten!

Ach! Wie vollkommen wäre erst mein Glück, wenn ich mit Dir an der Seite unseres Gentiluomo in den hohen Saal eintreten dürfte! Ich habe meine absinthfarbene Charmeuse mit Perlstickerei mitgenommen. Du kennst ja das Kleid und kannst Dir denken, wie froh ich bin, daß ich diese Eingebung hatte, und meine Schwägerin wird mir auch meinen Schmuck schicken, den ich ihr zum Aufheben gab. Ich wollte ihn ja unbedingt mitnehmen, aber Fritz widersprach so heftig, daß ich nachgab. Nun muß ich ihn nachkommen lassen. Darling, ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie ich mich freue, daß ich

4*

durch eine Fügung des Himmels Eingang in diese exklusivsten Kreise gefunden habe.

Wir bleiben nun auf jeden Fall noch länger hier, obwohl Fritz sehr drängt, daß wir so bald als möglich über Rom und Neapel nach Hause fahren; aber ich lasse mir unter keinen Umständen diese wundervolle Gelegenheit rauben, mit der altissima nobiltà Verbindungen anzuknüpfen, die doch nur ganz, ganz wenige Menschenkinder finden.

Mit den Sehenswürdigkeiten bin ich ohnehin so ziemlich fertig, und ich kann mich vollkommen dem gesellschaftlichen Leben hier widmen, und Bonciani sagt, daß eine Einladung bei Orsini mir die Tore aller Palazzi öffnet, und daß ich mich darauf gefaßt machen muß, die begehrteste Persönlichkeit zu werden. Es sei nur schade, sagt er, daß die Saison bereits zu Ende geht. Aber der Rout bei Orsini gilt immer noch als Clou, und jedenfalls lasse ich mir hier noch eine Gesellschaftstoilette anfertigen. Was sagst Du zu schwarzem Samt und Goldbrokat? Mein französisches Jackenkostüm ist todschick geworden und hat gestern in den Cascinen Aufsehen erregt.

Zwei Damen in einem eleganten Dogcart haben sich nach mir umgedreht, und Bonciani sagte mir, es sei eine prinzipessa Colonna mit ihrer

Schwester gewesen, und er hätte mich sogleich vorgestellt, aber leider fuhren sie schon in die Stadt zurück, und wir konnten doch auch nicht umkehren und sie einholen.

Ach, Darling, das Leben ist doch schön!

Wenn ich nun ein bißchen in den Strudel des high life untertauche, muß Lilly eben allein die Museen besuchen, und ich finde es sogar sehr gut, wenn sie selbständig an ihrer künstlerischen Bildung weiter arbeitet.

Sie hat an meiner Seite alles Wesentliche gesehen und kann nun noch etwas mehr ins Detail gehen.

Fritz nimmt mich — gottlob — gar nicht in Anspruch. Er sitzt Tag und — — Nacht! — mit einem Berliner Professor zusammen und ist selig, daß er hier deutsche Kneiper gefunden hat.

Nun — chacun à son coût!

Übermorgen — — Darling!

Es klingt fast wie ein Märchen, daß man bei den uralten Familien Orsini zu Gast sein soll, in einem salone, in dem schon die berühmtesten Leute des Cinquecento mit ihren grandes dames geweilt haben.

Der Principe Strozzi wird, wie Bonciani sagt, ganz bestimmt auch dort sein, und da er ein Vetter von ihm ist, werde ich mit ihm in nahe Fühlung kommen.

Che combinazione grandiosa!

Good by, sweet darling! Voglimi bene! Addio con tutta anima.

La tua

Mathilde.

19

Friedrich Wilhelm Käsebier an Frau Auguste Krause in Berlin NW, Lessingstraße.

Florenz, 27. Februar.

Liebe Juste!

Du hast wohl'n Keber gehabt, daß Du meiner Droomsuse ihre ganze Brillantinenausstattung geschickt hast, und wenn se Dir auch telegrafisch darum gebeten hat, denn hättest Du doch bei mir anfragen können, ob sie nich 'n bißchen schwach im Koppe jeworden ist. Und ich hätte Dir dann schon uffgeklärt.

Seit ein paar Tagen war sie reine weg vor lauter Grandezza, ich war ihr schon zu jemischt, und sie quasselte bloß mehr von Strozzi und Orsini und Einladungen und Routs und habte sich so und tat sich dicke, als wenn sie 'ne geborne Hohenzollern wäre und mal ein bißchen die italienischen Fürstens bemuttern müßte. Na, ich dachte mir, sie war ja immer nich janz unwohl und hat mal wieder 'n jroßen Traller, aber das dicke Ende kam nach oder wäre nach-

gekommen, wenn nich gerade noch die Polizei Vorsehung gespielt hätte.

Gestern uf'n Abend geht in unserm Hotel ein Mordsradau los, denn im Zimmer von 'ner Amerikanerin war 'ne Tasche mit Schmuck un Jeld jemaust worden, und er kam gerade dazu, wie der Kerl aus dem Zimmer flitzte, und nu schesste er los, ein, zwei Treppen runter, den Korridor lang und rin ins Klosett, aber mein Amerikaner immer hinter her, und wie er'n hatte im Doppelnull, schreit er nach Kellner und Hausknecht, und denn is auch gleich das halbe Hotel vor dem Geheimkabinett, und wie sie die Türe aufbrechen wollen, kommt der Kerl heraus, als wenn nischt wäre, und wer is es? Der elegante, totschicke verflossene Attaché, Conte Bonciani! Hat sich aber was mit dem Conte, weil ihn die Polizei schon kannte, und er is bloß von der serbischen haute volée, 'n geprüfter und approbierter Hoteldieb aus Belgrad, so'n Petrowitsch Gregorowitsch Lumpowitsch.

Er hatte doch die liebe Mathilde so schön betimpelt, und wenn er man bloß bis heute hätte warten wollen, denn konnte er mit Brillanten beladen abschwimmen, und Deine seelensgute Schwägerin hätte keinen Ton gesagt, weil se doch viel zu vornehm is, und von wejen der hohen Verwandtschaft, die der Mussiö Lumpowitsch mit die Orsinis hat.

Nee! Ich denke, der Affe laust mir, wie sie mir im ersten Schrecken das Geständnis machte, daß sie heute bei Fürstens Tee schlabbern wollte und sich den Schmuck bestellte, den ihr det Aas dann geklaut hätte.

Ich habe ihr aber 'n Licht uffjesteckt. Mathilde, sagte ich, so 'ne Leute wie dein verewigter Conte sind Menschenkenner, und nun kannst du dir an die Finger abklawieren, warum er gerade dir seine Vornehmigkeit präsentiert hat. Der kennt dem lieben Jott sein Reitpferd und weiß Bescheid, und so was kommt immer von so was.

Nun tu mir den einzigsten Gefallen, Auguste, und schicke uns nicht 'n ganzen Möbelwagen nach, wenn wir vielleicht noch näher mit dem italienischen Adel bekannt werden, und grüße mir Deinen Karl, der sich 'n Ast lachen wird.

Herzlich

Dein Bruder Fritze.

20

Frau M. Käsebier an Frau Kommerzienrat Wilhelmine Liekefett in Neukölln.

Firenze, 1. marzo.

Darling!

Gestern noch wollte ich Dir auf Deinen Brief antworten, in dem Du mir Glück wünschest zu

meinen Erfolgen in der Florentiner Gesellschaft, aber Deine Worte rührten aufs neue meinen Schmerz auf, und ich brachte es nicht über mich, Dir das Schrecklichste mitzuteilen.

Was ist das Leben? Was ist unser Glaube an alles Gute und Schöne?

Ich bin so grausam enttäuscht, daß ich den Glauben an die Menschheit definitiv verloren habe, und nie, nie mehr werde ich jenes harmlose Vertrauen auf die edlen Seiten der menschlichen Natur zurückgewinnen.

Denke Dir — nein, die Feder sträubt sich, es hinzuschreiben — dieser Bonciani — oder nein, er heißt ja nicht so, er ist aus Belgrad und soll sich Gregorowich nennen — jedenfalls ist er Dieb und Hochstabler in einer Person.

Wie kann man sich so täuschen! Allerdings, er hatte Manieren, wie sie nur bei den upper ten thousand vorkommen, und er soll ja auch aus einer serbischen Adelsfamilie stammen, aber dennoch — —!

Er hatte es auf meinen Schmuck abgesehen, der ja nicht in seine Hände gefallen ist, aber das Erwachen aus diesem Traume war doch fürchterlich!

Erlasse mir die ausführliche Schilderung, Darling, meine Seele ist wund, und Du kennst ja Fritz und weißt darum, daß er nicht das Zartgefühl hat, meine Empfindungen zu schonen!

Ach!

Kurz und gut, am Tage vor dem Rout bei Orsini, oder richtiger vor dem Feste, das der Nichtswürdige mir vorgetäuscht hatte, wurde er als Dieb entlarvt und festgenommen, und ich muß noch froh sein, daß der Hotelier von der fälschlichen Einladung bei Orsini nichts sagte, und daß er auf meine Bitte hin darüber Schweigen bewahren will, sonst würde ich — es ist fürchterlich auszudenken — als Zeugin vor Gericht kommen.

Dieses Schrecklichste wenigstens scheint mir erspart zu bleiben. Es ist ja genug, daß Fritz mit einer wahren Freude in meiner Wunde wühlt und diese willkommene Gelegenheit benützt, um seine wirklich niedrigen Ansichten triumphierend zu verkünden.

Es soll uns nun einmal nicht beschieden sein, die Ideale hochzuhalten und alles Erhabene muß in den Kot gezogen werden.

Laß mich schließen, Darling. Du verstehst mich und meinen Schmerz, und das ist mir eine Beruhigung in diesen trüben Tagen. Wir reisen morgen nach Roma, und vielleicht läßt mich der Anblick der ewigen Stadt diese Erlebnisse vergessen.

Die Kunst ist doch die einzige, nie versiegende Quelle der reinen Freuden, und meine Begeiste-

rung für sie wird trotz aller hämischen Bemerkungen erst recht wieder emporlodern.

Ich nehme Abschied von Florenz, an das sich für mich eine so unsäglich bittere Erinnerung knüpft, und schicke Dir tausend, tausend Grüße und Küsse.

Deine tieftraurige Mathilde.

Der Münchner im Himmel

Alois Hingerl, Nr. 172, Dienstmann in München, besorgte einen Auftrag mit solcher Hast, daß er vom Schlage gerührt zu Boden fiel und starb.

Zwei Engel zogen ihn mit vieler Mühe in den Himmel, wo er von St. Petrus aufgenommen wurde. Der Apostel gab ihm eine Harfe und machte ihn mit der himmlischen Hausordnung bekannt. Von 8 Uhr früh bis 12 Uhr mittags „frohlocken", und von 12 Uhr mittags bis 8 Uhr abends „Hosianna singen". — „Ja, wann kriagt ma nacha was z'trink'n?" fragte Alois. — „Sie werden Ihr Manna schon bekommen", sagte Petrus.

„Auweh!" dachte der neue Engel Aloisius, „dös werd schö fad!" In diesem Momente sah er einen roten Radler, und der alte Zorn erwachte in ihm. „Du Lausbua, du mistiga!" schrie er, „kemmt's ös do rauf aa?" Und er versetzte ihm einige Hiebe mit dem ärarischen Himmelsinstrument.

Dann setzte er sich aber, wie es ihm befohlen war, auf eine Wolke und begann zu frohlocken: „Ha—lä—lä—lä—lu—u—hu—hiah!" . . .

Ein ganz vergeistigter Heiliger schwebte an ihm vorüber. — „Sie! Herr Nachbar! Herr Nach-

bar!" schrie Aloisius, „hamm Sie vielleicht an Schmaizla bei Eahna?" Dieser lispelte nur „Hosianna!" und flog weiter.

„Ja was is denn dös für a Hanswurscht?" rief Aloisius. „Nacha hamm's halt koan Schmaizla, Sie Engel, Sie boaniga! Sie ausg'schamta!" Dann fing er wieder sehr zornig zu singen an: „Ha—ha—lä—lä—lu—u—uh— — Himmi — Herrgott — Erdäpfi — Saggerament — —lu—uuu—iah!" ...

Er schrie so, daß der liebe Gott von seinem Mittagsschlafe erwachte und ganz erstaunt fragte: „Was ist denn da für ein Lümmel heroben?"

Sogleich ließ er Petrus kommen und stellte ihn zur Rede. „Horchen Sie doch!" sagte er. Sie hörten wieder den Aloisius singen: „Ha—aaaaah—läh— — Himmi — Himmi — Herrgott — Saggerament — uuuuuh—iah!" ...

Petrus führte sogleich den Alois Hingerl vor den lieben Gott, und dieser sprach: „Aha! Ein Münchner! Nu natürlich! Ja, sagen Sie einmal, warum plärren denn Sie so unanständig?"

Alois war aber recht ungnädig, und er war einmal im Schimpfen drin. „Ja, was glaab'n denn Sie?" sagte er. „Weil Sie der liabe Good san, müaßt i singa, wia 'ra Zeiserl, an ganz'n Tag, und z'trinka kriagat ma gar nix! A Manna, hat der ander g'sagt, kriag i! A Manna!

Da balst ma net gehst mit dein Manna! Überhaupts sing i nimma!"

„Petrus," sagte der liebe Gott, „mit dem können wir da heroben nichts anfangen, für den habe ich eine andere Aufgabe. Er muß meine göttlichen Ratschlüsse der bayrischen Regierung überbringen; da kommt er jede Woche ein paarmal nach München."

Des war Aloisius sehr froh. Und er bekam auch gleich einen Ratschluß für den Kultusminister Wehner zu besorgen und flog ab.

Allein, nach seiner alten Gewohnheit ging er mit dem Brief zuerst ins Hofbräuhaus, wo er noch sitzt. Herr von Wehner wartet heute noch vergeblich auf die göttliche Eingebung.

Ich heiratete also meine nunmehrige Ehegattin Marie am 4. Mai 1903. Ich hatte mich zu diesem Schritte nach reiflicher Überlegung entschlossen. Was man auch immer gegen die Gründung des eigenen Hausstandes einwendet, so ist doch schwerlich zu leugnen, daß sie den Vollwert des Mannes bestimmt und seine Beziehungen zum Staate und zur menschlichen Gesellschaft richtiger gestaltet.

Erblickte ich schon hierin ausreichende Gründe zur Verehelichung, so kam noch hinzu, daß ich an Marie die Ansätze einer hübschen Bildung bemerkte, welche mich neben ihren häuslichen Tugenden zur Annäherung bewogen.

Mein Antrag wurde mit sichtlicher Freude angenommen, da ich teils durch mein nicht unbeträchtliches Vermögen, teils durch meine staatliche Stellung dem Mädchen eine sichere Zukunft bieten konnte.

Die vorbereitenden Schritte waren bald getroffen, und, wie gesagt, am 4. Mai trat ich in den Stand der Ehe. Ich muß hier eines Ereignisses gedenken, welches zwar nicht so sehr für die Öffentlichkeit bestimmt sein dürfte, immerhin aber seiner Eigenartigkeit wegen der Erwähnung nicht unwert ist.

Ich befand mich nämlich am Vorabende meiner Hochzeit in einer sonderbaren Lage. Strenge Erziehung und tüchtige Grundsätze hatten mich keusch erhalten.

Ich durfte von mir sagen, was Tacitus an unsern Voreltern rühmt, daß ich als Jüngling kein Weib berührte. Nun konnte ich mir aber nicht verhehlen, daß ich den Anforderungen der Ehe immerhin so viele Kenntnisse entgegenbringen mußte, daß ich nicht in dem Nötigsten unerfahren erschien.

Es stand zu erwarten, daß meine Braut mütterliche Lehren erhielt, die sie befähigt hätten, meinen gänzlichen Mangel an Wissen zu erkennen.

Und das wäre vielleicht geeignet gewesen, die natürliche Ehrfurcht des Weibes vor dem Manne zu verringern, wenn nicht zu ersticken.

Diese Erwägungen waren stark genug, meine schamhafte Zurückhaltung zum Schweigen zu bringen, und ich beschloß, meinen Jugendfreund, den Neuphilologen Dr. Ernst König, zu befragen.

Man erzählte nämlich von ihm, daß er als Student mit der Tochter seines Hauswirtes Unerlaubtes getrieben habe. Auch war er schon einige Male in Paris gewesen, und es stand deshalb anzunehmen, daß er in dieser verbuhlten Stadt nicht ohne Anfechtung geblieben war.

An ihn wandte ich mich also um Rat.

Es fiel mir keineswegs leicht, da ich seinen Spott fürchtete, und da überdies eine klare Fragestellung durch die Natur des Gegenstandes ausgeschlossen erschien.

Ich begab mich in seine Wohnung und sagte ihm, daß eine ungewohnte Lage mir den Mut gebe, das Außergewöhnliche zu tun. Ich sagte, daß ich Vertrauen hätte zu seiner Erfahrung, und bat ihn, mich in die Grundprinzipien einzuweihen.

Wie erstaunte ich aber, als er mir sagte, daß ihm die Sache nicht weniger fremd sei als mir, und daß alle Gerüchte über sein ausschweifendes Leben der Wahrheit entbehrten.

Oft hatte ich ihn des Verdachtes halber in meinem Innern getadelt; jetzt aber regte sich in mir der Wunsch, er hätte lieber die Verfehlung begangen.

„Lieber Freund!" rief ich aus, „was soll ich beginnen? An wen mich wenden? Ich fürchte fast, diese Unerfahrenheit wird mir zum Schaden gereichen!"

„Wie sollte sie das?" antwortete er. „Ist die Keuschheit eine Tugend, so wird sie als solche und durch sich selbst niemals Übles wirken."

„Zugegeben," sagte ich, „aber in der Ehe gilt ihr Gegenteil als Pflicht. Zu ihrer Erfüllung

ist jedoch nicht allein der Wille, sondern auch Kenntnis vonnöten."

Dieses Argument überzeugte ihn, und er gab mir weiterhin recht, daß es auch in diesen Dingen dem Manne zukomme, der Lehrer, nicht aber der Lernende zu sein. Wir schwiegen eine Weile.

Endlich reichte er mir die Hand und sagte: „Mut, Adolf! Vielleicht lehrt es dich die Natur. Sie, die so viele zum Laster treibt, kann nicht schweigen, wenn ihre Hilfe der Tugend zukommen soll."

Das war gut gemeint, aber ich fühlte, daß ich mich nicht auf das Ungewisse verlassen durfte, und ich fragte Ernst, ob er keinen wisse, der sichere Auskunft geben könne und dabei des Vertrauens würdig sei.

Er nannte diesen und jenen; doch gegen jeden hatte ich etwas einzuwenden.

Plötzlich lächelte er freudig und rief: „Warum dachte ich nicht gleich an ihn? Niemayer ist ein Mann von echtem Schrot und Korn. Überdies ist er Professor der Zoologie und sohin auch wissenschaftlich mit der Sache völlig vertraut."

Der Name bedeutete für mich eine Offenbarung. Auch ich kannte den angesehenen Gelehrten und wußte, daß er von gefaßtem und ernstem Wesen war.

Ich begab mich sogleich zu ihm und hatte das Glück, ihn in seiner Wohnung zu treffen.

Er hörte mich aufmerksam an.

Als ich geendet hatte, blickte er längere Zeit sinnend zur Decke des Zimmers empor und sagte dann: „Junger Mann, Sie hatten recht, das Paarungsgeschäft als ein eminent wichtiges zu betrachten und theoretisch zu untersuchen. Ich bin soeben in einer großen Arbeit über die Fortpflanzung gewisser Kerbtiere begriffen, und ich sage Ihnen, daß ich ganz überraschende Neuheiten, ganz merkwürdige Neuheiten entdeckt habe. Da ist ja der Kollege Meinhold in Tübingen, welcher mich eines Irrtums zieh. Ha! hah! ha! Und dabei klebt dieser Mensch an längst überholten Ansichten und basiert auf Voranssetzungen, die ich genau vor zwanzig Jahren in meiner Habilitationsschrift widerlegt habe. Was sagen Sie dazu?"

Ich sagte, daß ich gegenwärtig mich nicht so sehr um die Fortpflanzung der Kerbtiere zu kümmern vermöge, wenn schon mir diese Materie äußerst wissenswert erscheine, allein in Anbetracht meiner nahestehenden Vermählung sei ich um anderes besorgt. Und ich wiederholte mein Anliegen.

Der würdige Gelehrte antwortete, daß ihn dieses in Erstaunen setze. Ich beruhigte ihn und

5*

versicherte der Wahrheit gemäß, daß ich bei ihm nur die theoretische Kenntnis vorausgesetzt hätte, daß aber in meinen Fragen kein unziemlicher Zweifel über seinen Lebenswandel enthalten sei. Meine Worte trugen den Stempel der Aufrichtigkeit und hatten auch den Erfolg, daß Dr. Niemayer seinen aufsteigenden Unwillen vergaß.

Ja, er wurde gegen den Schluß unserer Unterredung sichtlich freundlicher und schien geneigt, mein Vertrauen als Beweis der Achtung aufzunehmen.

Er bedauerte jetzt, mir keine Aufschlüsse geben zu können und sagte: „Ich habe nie über diese Sache nachgedacht. Sie schien mir zu vulgär, zu allgemein bekannt. Es ließe sich gewiß ein Analogon mit den Säugetieren finden, aber Sie verstehen, wenn man zwanzig Jahre die Paarung der Kerbtiere wissenschaftlich beleuchtet, so findet man kaum Zeit, anderes zu beachten. Ich werde aber darüber nachdenken, und sollte ich Geeignetes finden, so werde ich nicht verfehlen, Ihnen darüber Mitteilung zu machen. Allerdings müßte ich erst mit meiner Arbeit fertig sein."

Ich dankte und ging.

Und ich gestehe, daß ich in übler Stimmung war, als ich mich wieder auf der Straße befand.

Früher schien mir häufig die Versuchung so

nahe zu liegen, daß ich ihr aus dem Wege ging; jetzt aber war sogar die Kenntnis dieser Dinge so weit entrückt, daß ich sie nicht erlangen konnte.

Meine Seele geriet in einen ganz erheblichen Zwiespalt, und ich war fast geneigt, für einen Fehler zu halten, was ich lange Jahre als Tugend empfunden und geübt hatte. In solchen Zweifeln begab ich mich nach Hause und ging mit mir selbst zu Rate.

Ich war entschlossen, niemanden mehr in das Vertrauen zu ziehen, da mir ein wiederholtes Fehlschlagen allzu peinlich erschienen wäre. Und schon dachte ich, gemäß den Worten meines Freundes König, die Stimme der Natur walten zu lassen, als mein Blick zufällig auf die Bände des Konversationslexikons fiel.

Es war ein rettender Gedanke. Zwar fand ich nicht alles, was ich suchte, und ich mußte bemerken, daß gerade das Wesentliche als bekannt vorausgesetzt war.

Immerhin aber konnte ich mir eine Fülle technischer Ausdrücke aneignen, die mich sicherlich in den Stand setzten, meiner Frau eine umfassende theoretische Kenntnis zu zeigen. Und dies konnte ja für den Anfang genügen, wenigstens zur Wahrung des Scheines. Ich schrieb die Worte auf ein Blatt Papier und ruhte nicht, bis ich alle meinem Gedächtnisse einverleibt hatte.

Dieses Verfahren erwies sich als richtig, denn ich konnte den folgenden Abend, als ich mit Marie zum ersten Male allein war, meine natürliche Unruhe bemänteln und kam über gewisse Schwierigkeiten glücklich hinweg.

Übrigens schenkte ich in jenen Tagen dem deutschen Vaterlande einen Sohn.

Der Einser

Es klopfte, und der königliche Amtsrichter Josef Amesreiter rief: „Herein!“ Dann erschien unter der Türe Frau Realitätenbesitzerswitwe Karoline Zwerger. Eine hübsche, junge Frau mit angenehmen Rundungen, da, wo sie am Platze sind.

Sie führte an der Hand ein kleines Mädchen von sieben Jahren, welches verschämt zu Boden blickte.

Auch Frau Zwerger war in einiger Verlegenheit, wie das vielen Leuten geschieht, wenn sie mit Behörden in Berührung kommen. Und dann schielte der Herr Amesreiter so merkwürdig über seine Brillengläser hinaus und schaute sie ganz sonderbar an.

Vielleicht meinte Frau Zwerger ...? Aber das war ausgeschlossen.

Denn Amesreiter war ein sogenannter glänzender Jurist, hatte das Staatsexamen mit I gemacht und war sohin zeugungsunfähig.

Nein, an so etwas dachte er nicht.

Er schaute überhaupt immer so, und Frau Zwerger brauchte nicht rot zu werden.

„Also, was wollen Sie?“

Die junge Frau wollte, nicht wahr, dieses Kind also, ihr Mann nämlich war gestorben, und weil sie selber keine Kinder hatten, dieses Kind also zu sich nehmen.

Gut, oder vielmehr nicht gut. Was heißt zu sich nehmen? Was sollen diese unklaren Worte in einem klaren Rechtsgeschäfte?

Frau Karoline Zwerger wollte vermittelst der adoptio oder Wahlkindschaft, und zwar vermittelst der adoptio in specie minus plena, wozu sie nach erstem Teil, fünftes Kapitel, Paragraph elf bereits in der Geltungszeit des Codex Maximilianeus Bavaricus als Weibsperson berechtigt war, an Kindes Statt annehmen die miterschienene Franziska Furtner.

Ist es nicht so?

Und wenn es so ist, Frau Zwerger, warum sagen Sie dann „zu sich nehmen"? Warum sind Sie nicht imstande, Ihrem auf Perfektion eines Rechtsgeschäfts gerichteten Willen deutlichen Ausdruck zu verleihen?

Die rundliche Frau weiß es nicht, aber sie weiß, daß dieser lange Mensch mit den vorquellenden Augen, der sie mit seiner Gelehrsamkeit anspuckt, ein königlicher Richter ist, eine Respektsperson. Und darum wagt sie es nicht, sich darüber innerlich klar zu werden, daß er trotz Stellung und Gelehrsamkeit ein recht saudummer Kerl ist. Ein Viech mit zwei Haxen, wie der Realitätenbesitzer Nepomuk Zwerger — Gott hab' ihn selig — immer zu sagen pflegte.

Nein, sie wagte es nicht; sie beantwortete,

eine Stunde lang, die blödesten Fragen, welche der Exameneinser Josef Amesreiter an sie stellte, und wenn ihr manches sonderbar erschien, dann dachte sie bescheiden, daß ihr schlichter Verstand nicht hinreiche, die geheime Weisheit zu sehen. Endlich war die adoptio minus plena fertig. Da sagte Frau Zwerger zu dem kleinen Mädchen:

„So, jetzt bedank dich auch recht schön beim Herrn Amtsrichter, und mach ein Kompliment und gib ihm dein Blumenbukettl."

Fannerl knickste, wie man es in der Schule bei den englischen Fräulein lernt, und streckte ihr Sträußchen dem gestrengen Herrn hin.

Es waren zwei Rosen und drei gesprenkelte Nelken.

Eine solche Tathandlung war dem Josef Amesreiter noch niemals begegnet, und er geriet in einige Verlegenheit.

Jedoch, bevor er sich besann und den Fall richtig prüfte, hatte er die Blumen in der Hand und war Frau Zwerger mit der Adoptatin verschwunden. Er ging einige Male auf und ab und überlegte. Diese Sache war nicht einfach.

Es lag eine Schenkung vor, unleugbar, eine donatio inter vivos, und überdies konnte sie als der Belohnung halber geschehen sein. Dies

aber war unverträglich mit dem richterlichen Amte. Wie gesagt, Amesreiter überdachte mit juristischer Schärfe dieses Geschehnis und fand nach eifrigem Suchen den richtigen Ausweg.

Er befahl dem Schreiber, das Protokoll noch einmal vorzunehmen und diktierte.

„Nachtrag — haben Sie?“

„Nachtrag.“

„Erstens: Nach Abschluß des obigen Protokolles übergab das Wahlkind auf Betreiben der Wahlmutter dem unterfertigten Richter fünf Blumen — fünf Blumen.

Halten Sie, was sind das für Blumen?“

„Zwoa Rosen,“ sagte der Schreiber, „und dös andere san Nagerln, Nölken!“

„So? So — — also schreiben Sie fünf Blumen, Komma, welche diesgerichtlich als zwei Rosen und drei Nelken bezeichnet wurden.

Zweitens: Der unterfertigte Richter nahm die obengenannten Blumen an, in der Erwägung, daß die Annahmeverweigerung das natürliche Gefühl der Dankbarkeit in dem Wahlkinde zu ersticken geeignet war.

Drittens: Fünf Blumen mit Akt an den Herrn Gerichtsvorstand mit dem Ersuchen um geneigte Rückäußerung, ob gegen die Annahme Bedenken bestehen.“

So, das war geschehen. Und der Schreiber

wickelte um die Rosen und die gesprenkelten Nelken einen blauweißen Faden und legte sie zwischen die Aktendeckel, wo sie baldigst erstickten, wie alles frische Leben, das in Aktendeckel gelangt.

Josef Amesreiter aber fühlte sich in gehobener Stimmung. Er hatte gehandelt, wie man es von einem Einser erwarten durfte.

Von einem Viech mit zwei Haxen, wie der selige Herr Zwerger zu sagen pflegte.

Der Vertrag

Der königliche Landgerichtsrat Alois Eschenberger war ein guter Jurist und auch sonst von mäßigem Verstande.

Er kümmerte sich nicht um das Wesen der Dinge, sondern ausschließlich darum, unter welchen rechtlichen Begriff dieselben zu subsummieren waren.

Eine Lokomotive war ihm weiter nichts als eine bewegliche Sache, welche nach bayrischem Landrechte auch ohne notarielle Beurkundung veräußert werden konnte, und für die Elektrizität interessierte er sich zum erstenmal, als er dieser modernen Erfindung in den Blättern für Rechtsanwendung begegnete und sah, daß die Ableitung des elektrischen Stromes den Tatbestand des Diebstahlsparagraphen erfüllen könne. —

Er war Junggeselle. Als Rechtspraktikant hatte er einmal die Absicht gehegt, den Ehekontrakt einzugehen, weil das von ihm ins Auge gefaßte Frauenzimmer nicht unbemittelt war, und da überdies die Ehelosigkeit schon in der lex Papia Poppaea de maritandis ordinibus ausdrücklich mißbilligt erschien.

Allein der Versuch war mit untauglichen Mitteln unternommen; das Mädchen mochte nicht;

ihr Willenskonsens ermangelte, und so wurde der Vertrag nicht perfekt.

Alois Eschenberger hielt sich von da ab das weibliche Geschlecht vom Leibe und widmete sich ganz den Studien.

Er bekam im Staatsexamen einen Brucheinser und damit für jede Dummheit einen Freibrief im rechtsrheinischen Bayern.

Aber davon wollte ich ja nicht erzählen, sondern von seinem Erlebnisse mit Michael Klampfner, Tändler in München-Au.

Und dies war folgendes.

Eines Tages mußte sich der Herr Rat entschließen, seine alte Bettwäsche mit einer neuen zu vertauschen.

Die Zugeherin besorgte den Handkauf und überredete ihren Dienstherrn, die abgelegten Materialien zu veräußern. Auf Bestellung erschien daher in Eschenbergers Wohnung der oben erwähnte Trödler Michael Klampfner und gab auf Befragen an, daß er derjenige sei, wo die alte Wäsche kaufe.

„So," erwiderte der königliche Rat, „so? Sie wollen also gegen Hingabe des Preises die Ware erwerben?"

„Wenn ma's no brauchen ko, nimm i's," sagte Klampfner.

„Schön, schön; Ihr Wille ist sohin darauf

gerichtet. Sagen Sie mal, Herr ... Herr ... wie heißen Sie?"

„I? I hoaß Klampfner Michael, Tandler von der Au, Lilienstraßen Nummera achti."

„Also, Herr Klampferer ..."

„Klampfner!"

„Richtig, Herr Klampfner. Sie sind doch handlungsfähig?"

„I moa scho. I handel scho dreiß'g Johr."

„Gut, Sie sind also nicht entmündigt, als prodigus, furiosus, als Verschwender oder wegen Geisteskrankheit?"

„Jo, was waar denn jetzt dös? Moana S', i bi da her ganga, daß Sie mi dablecken?"

„Mäßigen Sie sich. Ich mußte die Frage an Sie stellen; es handelt sich um eine wesentliche Bedingung des Konsensualkontraktes."

„Vo mir aus. Wo is denn nacha de Wasch?"

„Sie wird Ihnen vorgezeigt werden; der Kauf wird nach Sicht geschlossen."

Die Zugeherin führte den Tändler in ein Zimmer, in welchem zwei große Bündel auf dem Boden lagen. Das eine enthielt die gebrauchte Wäsche, in dem andern war die neuangeschaffte.

Michael Klampfner prüfte das alte Bettzeug mit Kenneraugen.

„Bedeuten tuat dös net viel," sagte er; „zwoamal waschen, nacha is dös G'lump hi. Aba,

weil Sie 's san, Herr Rat, gib i Eahna zwoa Markl dafür."

„Zwei Mark? Der Kaufpreis scheint mir sehr niedrig gegriffen."

„Ja, was glauben S' denn? Wer kaaft denn so wos? Do kenna S' de arma Leut schlecht, wenn S' moanen, de mögen was Alt's. De kaafen si liaba was Neu's und bleiben's auf Abzahlung schuldi."

„Hm! ja, das mag sein, ... aber ... was sagen Sie, Frau Sitzelberger," wandte sich der Rat an seine Zugeherin, — „finden Sie den Preis ortsüblich und wertentsprechend?"

„Ich mein halt so, Herr Rat, verzeihen S', wenn man halt doch die Sach hergeben tut, nicht wahr, dann mein ich halt, entschuldigen S', es ist doch nicht viel zum kriegen damit."

„Sie raten mir also zum Abschlusse?"

„Ja, ich ... ich mein halt so, Herr Rat, es wird nichts andres herausschauen."

„Gut. Dann bleibt es bei dem vereinbarten Preise von zwei Mark." —

„Gilt scho," sagte Michael Klampfner, „g'hört scho mei. I laß von mei'n Buab'n abhol'n."

„Nein, nein, so schnell geht die Sache nicht," unterbrach ihn hier Eschenberger, „ich beharre auf schriftlicher Verlautbarung des Vertrages."

„Ah, zu wos denn? Dös braucht's do it."

„Notwendig ist es allerdings nicht," erklärte der Herr Rat, „Sie haben wohl recht; der Vertrag kann formlos abgeschlossen werden, die traditio würde überdies brevi manu erfolgen, allein ich ziehe die Abfassung einer privaten Urkunde vor."

„No, wenn's net anders geht, mir is wurscht."

„Schön. Ich werde den Vertrag gleich hier niederschreiben."

Eschenberger holte Papier, Tinte und Feder und fing hastig zu schreiben an, wobei er den Text laut vorlas.

„Also . . . zwischen dem königlichen Landge . . . Landgerichtsrat Alois Eschenberger in . . . in München und dem . . . was sind Sie, Herr Klampfner?"

„Tandler vo der Au . . ."

„. . . Tändler, hm! also Kleinkaufmann . . . und dem Kleinkaufmann Michael Klampfner kommt folgender . . . folgender Vertrag zustande: Erstens: Der königliche Landgerichtsrat Eschen . . . Eschenberger verkauft an den . . . den Kleinkauf . . . Kleinkaufmann Klampfner die demselben vorgezeigte, in einem Bündel zusammen . . . zusammengefaßte, von demselben ge . . . gebrauchte und hierwegen abgelegte . . . abgelegte Bettwäsche . . . Bettwäsche. — Nicht wahr?"

„I . . . ja!" sagte Klampfner.

„Also fahren wir fort:

Zweitens: Der vereinbarte . . . vereinbarte, auch wert . . . wertentsprechende Kaufpreis beträgt die Summe von zwei . . . zwei Mark Reichswährung, über deren Empfang der Verkäufer hiemit . . . hiemit quittiert. — Sie können gleich bezahlen, Herr Klampfner."

„I will's it schuldi bleiben," sagte der Tändler und zählte auf den Tisch eine Mark und dann zehn Nickelstücke hin.

„Schön," sagte Eschenberger, „fahren wir fort. Drittens: Die Einreden des Zwanges, des Irrtums . . . des Irrtums und . . . und des Betrugs sind . . . ausgeschlossen. — So, das hätten wir. Wünschen Sie den Vertrag noch einmal vorgelesen?"

„Na, g'wiß net!"

„Gut. Also auf Vorlesen verzichtet und unterschrieben. Setzen Sie Ihre Unterschrift hieher."

Klampfner unterschrieb und ging dann, nachdem er erklärt hatte, daß sein Sohn das Bündel abholen werde. Die Zugeherin begleitete ihn zur Türe und lächelte beistimmend, als der Tändler sich mit der Faust an der Stirne rieb und dann mit dem Daumen gegen das Zimmer deutete, worin Eschenberger weilte. —

Einige Stunden später kam Klampfner junior

und holte im Auftrage seines Vaters das Bündel Wäsche ab.

Noch denselbigen Abend stellte sich aber heraus, daß eine unliebsame Verwechselung stattgefunden hatte. Dem Boten war das Bündel mit der neuen Wäsche übergeben worden.

Michael Klampfner wurde eilig hievon in Kenntnis gesetzt, allein er verschloß sich heftig allem Zureden.

„Wos?“ sagte er, „i soll de Wasch wieda hergeben? Waar mir scho z' dumm! Für wos hat er denn an Vertrag g'schrieben? Dös gilt, wia's g'schrieben is. Irrtum is ausg'schlossen. Waar mir scho z' dumm!“

Dieses geschah dem königlichen Landgerichtsrat Alois Eschenberger, welcher seinerzeit einen Bruchеinser erhalten hatte.

Der Klient

Der Rechtsanwalt Isak Tulpenstock war nach einigen Vermahnungen an das Kanzleipersonal soeben im Begriffe, sich in das Landgerichtsgebäude zu begeben, als ihm der Besuch des Ökonomen Mathias Salvermoser gemeldet wurde.

„Was für ein Volk, diese Bauernlümmel! Immer in der letzten Minut! Immer zu spät! gerad' als ob . . . lassen S' ihn rein!"

Salvermoser hatte auf die Erlaubnis nicht gewartet, sondern war schon hinter dem Schreiber eingetreten.

„Nu, was wollen Sie?" fragte Tulpenstock immer noch ärgerlich.

„A Frag hätt i, Herr Dokta."

„Wenn's eine gescheite Frag is, kommen Sie später. Ich muß zum Gericht."

Salvermoser verlor seine Ruhe nicht.

„Nacha geh' i halt mit," sagte er, „i ko Eahna ja auf'm Weg aa frag'n."

Tulpenstock bedachte, daß ein unangenehmer Klient besser ist wie keiner, und ließ es zu, daß der Ökonom neben ihm her ging.

Es war ihm peinlich, weil die Leute sich nach ihnen umsahen und weil Salvermoser mit seinen Stiefeln auf dem Bürgersteige einen sehr unfeinen Lärm machte.

6*

„Nu, rücken Sie halt emal raus mit der Sprach!“ sagte er ungnädig; „was haben Sie für eine Frag?“

Mathias Salvermoser blinzelte ein wenig mit dem linken Auge, dann stieß er den kleinen Rechtsgelehrten mit dem Ellenbogen an und sagte:

„Sie, Herr Dokta, was kost' des, bal ma oan mit an kloan Stecken am Kopf aufi haut?“

„Was das kost? Das kost emal viel, emal weniger. Da gibt's kein Tarif.“

„Des woaß i scho. Aba unser Burgermoasta hat g'sagt, nach dem neuen G'setz werd's billiger.“

„Nach was für en neuen Gesetz?“

„No, halt nach dem preußischen G'setz, wos' jetzt ei'g'führt hamm.“

„Ach so! Das Bürgerliche Gesetzbuch! Da steht nix drin von Strafen wegen Körperverletzung.“

Salvermoser zeigte sich erstaunt.

„Des kon i do scho net glaab'n,“ sagte er, „daß de G'setzmacher auf des vergessen hamm. Da hätt's es ja überhaupt net braucht, daß ma was Neu's kriag'n. Des glaab i scho ganz und gar durchaus net.“

„Glaubst du nicht? Brauchst du nicht zu glauben,“ sagte Tulpenstock sehr ärgerlich.

„Guten Morgen, Herr Kollega!" rief er einem Vorübergehenden zu, „lassen Sie mich mitkommen, ich begleite Sie."

Salvermoser ließ sich nicht abschütteln.

„Halten S' a wengl, Herr Dokta! I bin no net firti. Moana S', es ko mir was g'schehg'n. I ko hundert Eid schwör'n, daß i in einer Notwehr befunden g'wen bi. Überhaupts hob i eahm bloß mit an kloan Steckerl am Kopf aufi g'haut."

„Nu, um so besser für Sie. Ich hab' jetzt kei Zeit mehr."

„Sie, Herr Dokta, mit an ganz an kloan Steckerl. Es is net dicker g'wen, als wia mei Finga."

„Was reden Sie dann? Wenn er nicht krank war, gibt es vielleicht gar keinen Prozeß."

„Jaa, krank war er scho."

„So?"

Tulpenstock interessierte sich doch etwas für den Fall.

„Wann war die Sache?" fragte er.

„Vor a sechs, an acht Wocha, beim Unterwirt."

„Also eine Wirtshausgeschichte. Mhm! Wie lange war der Mann krank? Hat er sich ins Bett gelegt?"

„Jaa, sell scho."

„Nu, wie lang is er gelegen?“

Salvermoser blinzelte wieder mit dem linken Auge.

„Er liegt no,“ sagte er.

„Was? Das ist ja ernsthaft! Ich kann nicht länger auf der Straße bleiben, kommen Sie ins Bureau!“

„Sie, Herr Dokta . . .!“

„Später, später!“ Der Rechtsanwalt betrat schleunig das Gerichtsgebäude und ließ seinen Begleiter stehen. Als er nach drei Stunden wieder herauskam und eben daran ging, seinem verehrten Herrn Kollega Schiedermann einen verwickelten Rechtsfall klar zu machen, wurde er jählings unterbrochen.

Mathias Salvermoser rief ihn mit lauter Stimme an.

„Des is g'scheit, daß i Eahna siech. Jetzt hab i Eahna do no derwarten kinna. I bi beim Wirt g'sessen neben an Landg'richt.“

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie in die Kanzlei kommen sollen.“

„Scho. Aba, i hab leicht g'wart; i hab halt a paar Halbe mehra trunken.“

Diese Versicherung war überflüssig, denn Salvermoser roch so stark nach Bier, daß man es weithin merken konnte.

Er hielt sich mit einiger Mühe aufrecht und

faßte beim Reden den Sachwalter am Rock, um sich zu stützen.

Tulpenstock war sehr peinlich berührt. Da er jedoch dem Volke, welches Rechtshilfe sucht, im allgemeinen geneigt war und sich nur ungern dazu verstand, seinen Schutz zu verweigern, beschloß er, den Ökonomen zwar anzuhören, aber möglichst schnell abzufertigen.

„Erzählen Sie mir halt, was Sie auf dem Herzen haben, und später kommen Sie in mein Bureau."

„Sehg'n S', des is a Wort," lallte Salvermoser; „i hab's glei g'sagt, der Tulpenstock, hab i g'sagt, des is halt a Mo, der wo . . . sag' i. Han?"

„Schon gut, schon gut! Erzählen Sie nur rasch! Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen."

„Ah, des macht nix. Passen S' auf, i erzähl's Eahna ganz g'nau. Also i geh beim Unterwirt außa, net? Und da steht a Holzhaufa, net! Oha!" Salvermoser stolperte nach vorwärts und mußte sich wieder an dem Rechtsvertreter einhalten.

„Mein Lieber, gehen Sie jetzt und erholen Sie sich."

„Na, na, Herr Dokta. Sehg'n S', Sie san a so g'führiger Mo, i muß 's Eahna glei verzählen. I kimm nacha viel liaba."

„Also meinetwegen; nur rasch, rasch!“

„Ja, und da bin i beim Unterwirt außa, und da steht a Holzhaufa, net? Ja, und des han i o'gschaugt. A schön's Holz is g'wen, lauter feichtene und buachene Scheiteln. Do hob i mir denkt, was werd jetzt dös Holz kosten, net? Sie, Herr Dokta! Oha!“

Tulpenstock wurde nervös.

„Entweder erzählen Sie mir den Vorfall, oder . . .“

„Es kimmt scho. Passen S' nur auf, Herr Dokta. Also, i ziag a Scheitel außa, und wia'r i 's o'schaug, geht g'rad der Brunner Peter daher. Ja, und nacha hat er g'sagt: ‚Was tuast denn du do?‘ ‚Nix,‘ hab i g'sagt, und nacha hab i eahm a bisserl am Kopf aufig'haut.“

„Mit dem Holzscheit? So? Und warum?“

„Ja, es is ganz kloa g'wen. Und überhaupts hon i eahm gar net treffen wollen. I ho mir denkt, i hau in d'Luft, daß er derschrickt. Aba, er muaß g'rad nei'g'rennt sei. I glaab, daß er des mit Fleiß to hot. Sie, Herr Dokta, oha! Moana S', daß i frei g'sprocha wer?“

Tulpenstock war über diese Frage etwas erstaunt; aber da er einem Klienten nicht gerne die Stimmung verdarb, sagte er: „Freigesprochen? Hm, ja, wer weiß? Wir müssen eben abwarten.“

„Ja, passen S' auf, Herr Dokta. Mir macha de G'schicht a so: bal i frei wer, zahl i Eahna, und bal i g'straft wer, nacha kriag'n Sie nix."

„Was fällt Ihnen ein? Ich lasse mir doch keine Bedingungen stellen."

„So, Sie mögen des net?" fragte Mathias Salvermoser und blinzelte wieder mit dem linken Auge, „jetzt kenn i mi scho aus. Bal Sie a richtige Fiduz auf mein Prozeß hätt'n, nacha redeten Sie ganz anderst. Na, mei Liaba! Do geh i zua an andern."

Die unerbittliche Logik

Karlchen war dritter Staatsanwalt beim Landgerichte Salona in Kalabrien geworden. Seit zwei Tagen hatte er nichts zu tun. Absolut nichts. Er beherrschte die Buchstaben A bis G, und da die meisten Spitzbuben in Salona Müller oder Schulze heißen, liefen bei ihm nur sehr spärlich die Anzeigen ein. Manchmal versiegte die Quelle gänzlich. Das wäre nun an sich kein Unglück gewesen. Denn auch die dritten Staatsanwälte lieben mehr den Anschein der Überanstrengung als diese selbst.

Aber das Unangenehme war, daß Karlchen sich diesen Anschein nicht geben konnte. Denn in Salona werden die Denunziationen gerade so wie die Hunde und Radfahrer mit fortlaufenden Nummern versehen. Und so kam es, daß eines Tages der erste Staatsanwalt unsern guten Karlchen vor sein Antlitz heischte.

„Guten Morgen, Herr Kollega!" sagte der erste.

„Ich erlaube mir ganz ergebenst, guten Morgen zu wünschen, Euer Hochderogeboren!" sagte der dritte.

„Was haben wir heute für einen Datum, hum?" fragte der erste, noch ganz freundlich.

„Wir haben heute Mittwoch den 14. Mäzr,

wenn mir Euer Hochderogeboren zu bemerken gestatten," erwiderte Karlchen eifrig und war sehr froh, daß er sich durch seine Kenntnisse nützlich erweisen konnte.

„So, so? Das ist also ... Das sind also seit dem 1. Januar wieviele Tage? Warten Sie nur! Einunddreißig und dreißig ..."

„Der Februar haben achtundzwanzig Tage," unterbrach hier Karlchen etwas vorlaut.

„Also einunddreißig und achtundzwanzig," fuhr der erste in schärferm Tone fort, „das sind ... das sind ... achtundfünfzig ..."

„Neunundfünfzig, wenn Euer Hochderogeboren ..."

„Also neunundfünfzig ... oder so beiläufig, unterbrechen Sie mich nicht," sagte der erste sehr ungnädig, „achtundfünfzig und vierzehn, das sind zweiundsiebzig oder so beiläufig. Nicht wahr?"

„Ja, beiläufig," stimmte Karlchen rasch zu und war wieder sehr stolz, daß er seine Meinung abgeben durfte.

„Zweiundsiebzig Tage," wiederholte der erste, während er den Untergebenen durchbohrend anblickte, „zweiundsiebzig Tage, und ihr Anzeigeregister weist ganze dreiundvierzig Nummern auf, ganze dreiundvierzig Nummern! Das ist noch nicht eine für jeden T ... Tag! Herr, wie kommt das?"

„Entschuldigen vielmals! Pardon! Wenn ich mir zu bemerken gestatte . . .“

„Wenn Sie sich was zu bemerken gestatten?“

„Daß . . . äh . . . daß . . . leider . . . zu meinem eignen Bedauern . . . sehr großen . . . Bedauern . . . nicht mehr Anzeigen eingelaufen sind . . .“

„So? Und das ist Ihre Entschuldigung? Mit solchen Gründen belegen Sie eine höchst sonderbare . . . ja, eine höchst sonderbare Saumseligkeit. Muß ich Ihnen erst sagen, daß ein pflichttreuer Staatsanwalt in allem und jedem das strafbare Moment entdecken kann? Muß ich wirklich?“

„Nein, gestatten Euer Hochderogeboren . . . aber . . .“

„Es gibt kein Aber. Ich sage Ihnen offen, daß ich meine jungen Staatsanwälte nach ihrer Nummernzahl qualifiziere. Dreihundertfünfundsechzig das Jahr gibt Note II. Majestätsbeleidigungen zählen dreifach. Ich habe Ihnen nichts Weiteres mitzuteilen. Guten Morgen!“

„Erlaube mir ganz ergebenst, guten Morgen zu wünschen,“ murmelte Karlchen und ging rückwärts zur Tür hinaus.

Der erste sah ihm nach und sprach in dem Augenblicke, wo das Schloß einklinkte: „T . . . Tummer Mensch! Ein sau-t-tummer Mensch!“—

Karlchen kehrte höchst mißmutig in sein Bureau zurück. Er war gekränkt. Er wußte, daß niemand größern Diensteifer hegte als er, daß niemand lieber anzeigte, anklagte, denunzierte, — und da! da hatte er den Lohn für die tüchtigste Gesinnung, die je in einem Behördenmenschen steckte!

Er glotzte mit seinen wasserblauen Augen trübselig zum Fenster hinaus. Ratlos. Was war zu machen, wenn die Hunde alle mit H anfangen? Da fiel sein Blick auf die letzte Nummer des satirischen Wochenblattes „Der Wauwau". Er las sie, und ganz zufällig las er auch den Namen des verantwortlichen Redakteurs: Dr. Derkow . . . „Derkow fängt mit D an, und Majestätsbeleidigungen zählen dreifach. Hm!"

Er besah sich das Blatt noch einmal, und zwar mit den Augen des Staatsanwaltes, welcher das strafbare Moment sucht.

Auf der zweiten Seite war ein Bild. Irgend ein König saß auf dem Throne, über dem als Wappenbild ein Papagei angebracht war. Links und rechts waren ebenfalls zwei Papageien.

Unter dem Bilde stand etwas Ungeziemendes, etwas, was ich mit „höchst illoyal" bezeichnen möchte.

Karlchen dachte nach. „Der Wauwau" ist ein Blatt mit sehr anrüchiger Tendenz; der Witz ist ebenfalls sehr anrüchig. Zwei Momente wä-

ren gegeben. Es kommt darauf an, wer derjenige ist, welcher auf dem Throne . . . aah! Hurra! Hat ihn schon!

Karlchen war entzückt vom Stuhle aufgesprungen und durchmaß mit großen Schritten das Bureau. Er verschränkte die Arme und begann ein Selbstgespräch, während er sich vor den Spiegel stellte. „Herr Doktor Derkow, ich habe die Ehre!" Hier machte Karlchen eine Verbeugung. „So, so? Herr Doktor Derkow? Sie sind zwar schlau, sehr schlau sogar" — hier verbeugte er sich wieder — „aber es gibt Leute, die Ihnen gewachsen sind! Sehr gewachsen sind." Bei diesen Worten drückte Karlchen das linke Auge zu. „Sie sollen sehen, daß vor der unerbittlichen Logik Ihre Hüllen zu Boden fallen." Dies letzte sprach er in drohendem Tone, und auf seine Stirne legten sich düstre Falten.

Noch denselben Tag schrieb er dreißig Seiten und beschuldigte auf jeder den Redakteur des Wauwau, daß er den König von Kalabrien höchst roh und gemein beleidigt habe.

An einem herrlichen Maientage mußte Derkow vor dem Landgericht erscheinen, um sich gegen diese Anklage zu verteidigen; denn das kalabresische Gesetz ist so abgefaßt, daß nichts zu klug für die Verteidigung und nichts zu dumm für die Anklage ist.

So ging er also hin, ruhig und gefaßt, aber lange nicht so heitern Gemütes wie Karlchen.

Der Gute hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Alle Zeitungen, welche den Fall im voraus besprachen, hatte er gekauft, und wo er in einem Artikel das Wort „Anklagebehörde" fand, unterstrich er es und schrieb an den Rand hinaus: id est Karlchen Bissinger, Königl. Kalabr. III. St. A.

Eine Stunde vor Beginn der Sitzung legte er die Robe an und studierte vor dem Spiegel einige bedeutende Posen. Feierliche Abnahme des Barettes, Aufrichten zur ganzen Höhe der sittlichen Entrüstung und Ausstrecken der Fangarme.

Die Verhandlung begann, — endlich, wie Karlchen in begreiflicher Ungeduld sagte. Im Saale war ein fürchterliches Gedränge. Die ganze Stadt wollte hören, wie das Gesetz mit dem boshaften Redakteur umspringen werde.

Derkow gab auf die Fragen des Vorsitzenden kurze, klare Antworten. Er begreife nicht, sagte er, wie er zu der Ehre komme, die Herren Richter zu so früher Morgenstunde begrüßen zu dürfen. Und er bedaure lebhaft, daß er sie vergeblich herbemüht habe. Aber er trage keine Schuld daran, er habe sich nicht erlaubt, den König von Kalabrien zu jenem verfänglichen

Witze hinzuzudenken. Er nicht. Und dann schwieg er.

Jetzt erhob sich Karlchen, jeder Zoll ein Sicherheitsorgan.

Mit vibrierender Stimme begann er: „Das habe ich gewußt, meine Herren Richter, das habe ich vorausgesehen; ich habe gewußt, sage ich, daß jener Mensch nicht den Mut finden werde, sich frei zu dem zu bekennen, was ich ihm unterstellte. Er glaubt, auf diese Weise zu entrinnen. O nein! Meine Herren! Die Logik, die unerbittliche Logik hat nicht die Maschen, durch welche er entschlüpfen könnte. Seine Absicht ist versteckt, aber nur scheinbar. Betrachten Sie dieses Bild. Wir haben hier einen Thron. Also ist es ein König, der darauf sitzt. Wir haben als Wappenbild den Papagei; und da der Papagei sehr geschwätzig ist . . . und da ferner . . . und weil . . . und da . . . und weil . . . unser allergnädigster . . . das heißt . . ."

Hier blieb Karlchen stecken: er konnte nicht weiter. Einer der Beisitzer stellte sich hinter ihn, trat ihn furchtbar in die Kniekehle und flüsterte: „Maul halten! Sie Rindvieh!"

Es fiel ihm ein, daß er die unerbittliche Logik nicht zu Ende führen dürfe, er stotterte ein paar Worte, faßte sich endlich und sagte: „Kurz und gut, ich verlange diesen Menschen von Ihnen!"

Und dann setzte er sich; ziemlich niedergeschlagen und betäubt. Er hatte so wenig Kraft in sich, daß er sich nicht einmal über die Freisprechung des Dr. Derkow sittlich entrüsten konnte. Er holte dies andern Tages nach und sprach zwei Stunden lang mit dem staatsanwaltschaftlichen Hilfsschreiber über die zwingende Beweiskraft der unerbittlichen Logik und den bemerkenswerten Gehirnschwund bei älteren Richtern.

Ich war auch verliebt. Tatsächlich. Ich meine nicht so Jugendeseleien, wie damals mit der Hausmeisterin, die immer behauptete, daß ich neue Beinkleider hätte und den Schneider auszwicken wollte. Oder mit dem dicken Kindsmädel, das beinahe jede Nacht an meine Türe klopfte und fragte, ob ich kein Zuckerwasser brauchte, weil ich so hart schnaufte.

Davon rede ich nicht. Nein, es war eine wirkliche, ordnungsmäßige Liebe. Kein Kocherl, oder so was. Im Gegenteil. Sie war die Tochter eines reichen Getreidehändlers, hübsch, sehr üppig, und spielte Klavier. Meine Schwester behauptete, daß sie sich Servietten in das Korsett stopfte, aber ich kann es nicht wohl glauben. Bestimmt weiß ich es ja nicht, denn sie war tatsächlich sehr gut erzogen, und überhaupt die Familie!

Ich meine nämlich, daß ich mir keine Gewißheit verschaffen konnte. Also — übrigens es war wirklich merkwürdig, mit sechzehn Jahren eine solche Büste!

Beinahe wie die Hausmeisterin, aber runder, schöner. Ich meine, nicht so wackelig.

Also, die Geschichte war so. Ich war Praktikant bei einem Gerichte, oder Referendar, wie man in Preußen sagt.

Es ist die erste Staffel der Laufbahn; man ist bereits staatlich und leistet so eine Art von Beamteneid.

Auch erhält man Bezahlung; ich glaube monatlich sechzig Pfennige für den Verbrauch von Federn und Papier. Das heißt, ich erhielt das Geld nie; unser Präsident gab uns die Schreibmaterialien und vertrank den Betrag selbst.

Aber es war in uns doch das Bewußtsein, daß wir in die Beamtenkategorie eingereiht waren. Und da denkt man unwillkürlich an das Heiraten.

Man stellt sich das so vor: Anstellung, Beförderung, das eigne Heim. Ich glaube, daß alle Referendare die gleiche Idee haben.

Warum hätte ich eine Ausnahme machen sollen?

Noch dazu wäre es mir sehr erwünscht gewesen, ein anständiges, das heißt also: ein wohlhabendes Mädchen heimzuführen.

Ich erhielt jede Woche aus der Universitätsstadt Rechnungen zugeschickt. Nebenbei bemerkt, finde ich es sehr gut, daß die Geschäftsleute ihre Firmen auf die Kuverts drucken lassen.

Man weiß dann sofort, was in den Briefen steht, und kann sie ungeöffnet wegschmeißen.

Ich schmiß damals sehr viele weg, aber ich war doch gewissenhaft genug, zu denken, daß irgend etwas geschehen müsse.

7*

Und was gibt es da?

Eine größere Summe aufnehmen? Das ist heute kaum mehr möglich. Eine Tante beerben? Das wäre freilich das beste gewesen. Aber in meinem Falle ausgeschlossen, ganz ausgeschlossen. Die alten Mädchen in meiner Familie besaßen nichts. Ich weiß nicht, lebten diese Geschöpfe so unökonomisch, oder? Tatsächlich hatten sie keinen Knopf.

Also blieb noch die Ehe. Sie ist heute das einzige Mittel, aus unseren Kapitalisten Geld herauszukriegen. Da war der Privatier Gillinger mit zwei Töchtern, und der Getreidehändler Scholler mit der sechzehnjährigen Elsa, die das stramme Korsett hatte. Die Gillingers hätten auch Geld gehabt, aber, ich weiß nicht.

Ein bißchen Fleisch soll doch vorhanden sein; so ein knochiges Wesen hat äußerst selten ein weiches Gemüt.

Deshalb verwandte ich mein ganzes Bemühen auf Fräulein Scholler.

Ich glaube noch heute, daß ich glücklich geworden wäre.

Bei einer Kahnpartie fiel die Kleine einmal nach rückwärts von der Bank hinunter.

Ich sah die Farbe ihres Strumpfbandes und weiß daher recht wohl, was ich sage.

Ach Gott, ja!

Und das mit den Servietten war sicherlich eine Verleumdung, denn man kann doch Schlüsse ziehen. Von dem einen auf das andre. Das liebe Ding wohnte gegenüber von dem Gerichtsgebäude.

Ich versäumte nie, sie zu grüßen, wenn ich sie am Fenster sah. Und da mir, wie heute noch, klar war, daß alles Uniformliche, Kostümliche sehr stark auf die Weiber wirkt, zeigte ich mich ihr häufig in der Robe.

Ich glaube auch, daß es wirkte. Die Hausmeisterin wenigstens, welche mich nur einmal in dieser Kleidung sah, war wochenlang begeistert und ärger als je bemüht, mir den Schneider auszuzwicken.

Elschen benahm sich freilich zurückhaltender, aber doch, man konnte den Eindruck bemerken.

Ich war immer ein Mensch von raschem Entschlusse, und da ich mir sagte, daß bei meiner gesellschaftlichen Stellung eine leere Liebelei zwecklos und unmoralisch wäre, nahm ich mir vor, Herrn Getreidehändler Scholler zu besuchen.

Der Mann mußte bemerkt haben, daß ich seiner Tochter Aufmerksamkeiten erwies, die eine Erklärung verlangten.

Kurz und gut, ich machte meine Aufwartung. Ich wurde sehr nett empfangen. Der Alte war ein gemütlicher Mensch, allerdings etwas stark

bürgerlich, aber er bemühte sich offenbar, gute Manieren zu zeigen.

Elschen kam, und wir sprachen von dem und jenem.

Auch von meiner Stellung, meinen Aussichten; ich sagte, daß ich Richterbeamter werden wolle, weil mir das am besten zusage. Man sei unabhängig, würde mit vollem Gehalte pensioniert, und dann genieße der Richter doch ein kolossales Ansehen.

Ich bemerkte mit Vergnügen, daß Herr Scholler meinen Ausführungen sichtliches Interesse schenkte.

Er ließ mich nicht aus den Augen; besonders dann, wenn ich die Vorzüge des Berufes rühmte und über meine Zukunft sprach, hörte er mir aufmerksam zu und nickte mit dem Kopfe.

Ich war darüber nicht erstaunt, denn ich habe immer gefunden, daß man gerade in den bürgerlichen Kreisen einen großen Respekt vor der akademischen Bildung hegt.

Aber angenehm berührt war ich doch, daß der Vater meiner Angebeteten diese — wie soll ich sagen? — Ehrfurcht vor dem geistig Höherstehenden teilte.

Ich wurde gesprächig, ich zeigte mich Elschen im schönsten Lichte und beschloß, den braven Leutchen schon beim nächsten Besuche meine Ab-

sichten zu enthüllen. Ich verabschiedete mich, und Herr Scholler begleitete mich bis zur Türe. In dem dunklen Hausgange hielt er mich einen Augenblick zurück und sagte: „Wissen's, mir hamm aa'r an Rechtspraktikanten in unserer Familie g'habt. I woaß, was des für arme Luada san. Da, b'halten's as no!“

Dabei drückte er mir etwas in die Hand und schob mich gutmütig hinaus.

Es war ein Zehnmarkstück.

Was sollte ich tun? Sehen Sie, das sind unsre Kapitalisten, und solchen Begriffen von unsrer Stellung kann man noch heute begegnen.

Ich habe daraufhin das Frauenzimmer links liegen lassen. —

Die Ludwigstraße

Eine schöne Straße, die Ludwigstraße in München. Mein Freund, der Bürgermeister, sagt, sie hätte einen monumentalen Charakter.

Südlich die Feldherrnhalle. Die Standbilder darin sind verdeckt durch zwei dicke Flaggenstangen. Mein Freund, der Bürgermeister, sagt, in Venedig hätten sie die nämlichen.

Weiter nördlich ein Rangierbahnhof. Belebt die Gegend großartig. Ein Motorwagen kommt an, ein Akkumulatorwagen fährt ab. Schaffner stürzen heraus, schreien, pfeifen, reißen eine Stange herum, koppeln die Wägen an. Der erste Führer läutet, der zweite läutet, alle Schaffner pfeifen. Der Zug fährt. Ein andrer kommt. Der Akkumulatorwagen kommt an. Ein Motorwagen fährt ab. Wie gesagt, sehr lebhaft. Mein Freund, der Bürgermeister, sagt, das Muster zu dem Rangierbahnhof hätte er nirgends gesehen. Ist Original. Weiter nördlich die eigentliche Ludwigstraße. Wie ein Lineal. Keine Unregelmäßigkeiten, keine Bäume; nur Fenster.

Bei schönem Wetter ist immer die Schattenseite belebt; auf der Sonnenseite laufen die Hunde. Bei Regen ist die Straße breiig. Unangenehme Sache.

Voriges Jahr passierte ein Unglück. Zwei

Schulkinder versanken. Erstickten beide. Gab Anlaß zu Zeitungslärm und zwei Magistratssitzungen. Antrag auf Neupflasterung abgelehnt mit Hinblick auf den monumentalen Charakter der Straße.

Vorfall sei wohl bedauerlich, — allein, hätten sie zum Beispiel auf der neuen Brücke während des Einsturzes gestanden, wären sie auch tot. Dieselbe Sache. Übrigens tatsächlicher Überfluß an Schulkindern.

Heuer wiederholte Kalamität. Die Frau Bürgermeister überschreitet die Straße. Verliert beide Stiefel. Mußte in den Strümpfen heimgefahren werden.

Neue Magistratssitzung. Antrag auf Asphaltierung soll Aussicht haben.



Ende Mai komme ich an das Siegestor. Mein Freund macht mich auf einen Mann aufmerksam. Steht mitten in der Straße und zieht den Rock aus. Schaut links und rechts; kann den Rock nicht aufhängen. Kein Nagel im Siegestor eingeschlagen. Geht auf die andre Seite und hängt ihn an den Gartenzaun. Stellt sich wieder in die Straße neben einen Schubkarren. Holt eine Schaufel und eine Hacke heraus und legt sie sorgfältig auf den Boden.

Greift in die Hosentaschen und sucht etwas. Schüttelt ärgerlich den Kopf und geht wieder an den Gartenzaun. Zieht aus dem Rock eine kleine Flasche und hält sie gegen die Sonne. Zieht langsam den Stöpsel heraus und schaut wieder durch.

Klopft damit auf den Handrücken, bis Tabak kommt. Schnupft. Steckt die Flasche ein und kommt wieder zu dem Schubkarren. Setzt sich darauf. Merkwürdiger Kerl! Was will er mitten in der Straße? Mein Freund weiß es nicht.

Der Mensch auf dem Schubkarren sucht wieder in seinen Taschen. Sieht uns stehen.

„Pst!" ruft er. „Pst! Sie!"

„Ja," sage ich, „was gibt's?"

Er kommt auf uns zu. Rückt den Hut und fragt:

„Sie, Herr Nachbar, hamm's a Schnellfeuer?"

„Zündholz?" — Habe ich nicht. Gebe ihm meine Zigarre. Er brennt seinen Stummel damit an.

Bläst den Rauch hinaus und sagt:

„Schön's Wetter. Wenn's so bleibt."

„Jawoll. Sehr hübsch."

„Aba warm."

„Mhm, ja."

Er gibt mir die Zigarre zurück. Schaut mich an, schaut meinen Freund an.

„Die Herren sa g'wiß fremd hier?"

„Nein."

„Net? So? I ho mir denkt, Sie san fremd. Is schad, daß S' net fremd san."

„Warum?"

„I hätt' Eahna die Gegend erklärt für a Maß Bier."

„Kennen alles selbst. Sind Münchner."

„So? Münchna? Sie, da san ma ja Landsleut! Vielleicht spitzen S' a Maß?"

Gebe ihm zwanzig Pfennig.

Der Mensch dankt und sagt, er wolle sich Bier kaufen. Müsse Kraft haben. Viel zu arbeiten. Schweres Stück zu machen.

Frage ihn, was er vorhabe.

Auftrag vom Magistrat. Einen Mordsauftrag. Müsse die Ludwigstraße umgraben. Ganz umgraben. Werde asphaltiert. Der Kerl geht kopfschüttelnd weg. Holt seinen Rock auf der andern Seite. Zieht ihn an. Schreit noch mal herüber: „Dös gibt a Mordsarbet."

Geht ins Wirtshaus.

Auf Reisen

Ich fuhr nach Tirol. Das Kupee zweiter Klasse war gut besetzt. Neben mir saß ein würdig aussehender Herr mit langen Koteletten, offenbar der Gatte der beleibten Dame, welche so stark transpirierte und wie eine Moschusseife roch.

Die drei jungen Mädchen, welche aus ihren Reisetäschchen Ansichtspostkarten hervorholten und abwechselnd Lachkrämpfe bekamen, schienen die Töchter des Ehepaares zu sein. Der Herr mit den Koteletten versuchte mich in ein Gespräch zu verwickeln.

Ich muß hier eine Eigentümlichkeit meines Charakters erwähnen. Ich besitze ein überaus sanftes Temperament. Wenn mich aber im Friseurladen oder in der Eisenbahn ein Fremder anspricht, verspüre ich ein sonderbares Prickeln in der Kopfhaut. Ich begreife in solchen Augenblicken, daß es Kannibalen gibt, welche ihre Mitmenschen auseinandersägen lassen. Ja, ich beneide sie um die Macht hiezu.

Wenn der Herr mit den Koteletten eine Ahnung gehabt hätte, wie ich in Gedanken mit jedem Gliede seines Körpers verfuhr, er würde geschwiegen haben, er würde nicht den Mut gefunden haben, mir zu erzählen, daß es warm

mache und daß eine Reise im Winter verhältnismäßig angenehmer sei, weil man sich gegen Kälte leichter schützen könne als gegen Hitze.

Er ahnte nichts und übersah es, daß in der Art, wie ich ihm den Zigarrenrauch in das Gesicht blies, etwas Gefahrdrohendes lag.

Er übersah es so vollständig, daß er mir versprach, aus seinen Reiseerlebnissen Beispiele anzuführen, welche die Richtigkeit seiner Behauptung klarlegen sollten.

In diesem Augenblicke erinnerte ich mich, daß ich meine schwergenagelten Bergschuhe angezogen hatte; ich wartete, bis er den ersten Satz seiner Erzählungen begonnen hatte, und stieß ihm dann gegen das linke Schienbein, daß ihm die Augen naß wurden.

Wenn er glaubte, daß ich mich nach seinem Befinden erkundigen würde, täuschte er sich.

Ich verhielt mich schweigend und bemerkte mit Genugtuung, daß ihn die Roheit meines Benehmens verstimmte.

Er wandte sich an seine Gemahlin.

„Bei dieser Hitze hätten wir auch was Besseres tun können als reisen."

„Dir zuliebe können wir nicht im Winter nach Tirol fahren," erwiderte die beleibte Dame ziemlich gereizt.

„Tja! Aber 'n Vergnügen is es nun gerade nich."

„Otto, willst du den Mädchen auch diesen Genuß verderben?“

Die Frage klang so drohend, daß niemand gewagt hätte, sie mit „ja“ zu beantworten. Der Herr mit den Koteletten auch nicht. Er setzte sich zurück, rieb das Schienbein und las die Annoncen im Berliner Lokalanzeiger.

Vielleicht dachte er darüber nach, weshalb seine Meinungsäußerungen so geringen Beifall fanden.

Die beleibte Dame warf ihm noch einen feindseligen Blick zu, welcher genügte, den Mann auf eine halbe Stunde totzumachen. Dann ließ sie über ihre Züge den Ausdruck mütterlichen Wohlwollens gleiten und schenkte ihre Aufmerksamkeit den Töchtern.

„Ella! Hilde! Kinder, was habt ihr?“

Die ältere, eine Blondine von knospendem Embonpoint, unterdrückte ihren beängstigenden Lachanfall.

„Ach, Mama! Die Karte von Rudolf!“

„Zeig sie mal!“

Ella reichte eine bunte Ansichtskarte herüber. Ich saß so nahe, daß ich das Bild sehen konnte. Ein dicker Student, auf einem Bierfasse sitzend, in der einen Hand die Pfeife, in der andern den Maßkrug. Die Mama las halblaut vor:

Ihr kneipt Natur
In Wald und Flur;

Ich kneipe hier
Bei Wurst und Bier.

Es war schrecklich, wie die Mädchen aufs neue kichern mußten; sie hielten ihre Taschentücher vor, bissen darauf und ließen die Augen in Tränen schwimmen.

Die beleibte Dame lächelte gütig und streifte mich mit einem Blicke, in welchem viel Mutterstolz lag.

Ich sah deutlich, daß sie mich auf Umwegen zum Sprechen bringen wollte, und beschloß, ihr für diesen Fall auf den Fuß zu treten; es war ein Glück für sie, daß der Zug hielt und die Kupeetüre aufgerissen wurde.

Ein Herr wollte einsteigen, aber die beleibte Dame erklärte energisch, daß kein Platz frei sei.

Es entspann sich ein lebhafter Wortwechsel, in welchen auch der Mann mit den Koteletten eingriff. Er schöpfte Mut aus der Gewißheit, auf der gleichen Seite zu stehen wie seine Frau, und seine Haltung gewann an Festigkeit mit jedem Satze, welcher von ihr beifällig aufgenommen wurde.

Anfänglich sekundierte er, dann übernahm er die Führung, und zuletzt gehabte er sich so erschrecklich zornig, daß ihm die Gemahlin ängstlich abwehrte.

„Aber, Männchen, beruhige dich doch! Du bist ja entsetzlich in deiner Wut . . .“

„Nein, Mausi, laß mich! Ich dulde nicht, daß man euch zu nahe tritt.“ Und er brüllte wieder zur Kupeetüre hinaus: „Was glauben Sie eigentlich? Was fällt Ihnen ein? Sehen Sie nicht, daß hier Damen sitzen? Diese Damen stehen unter meinem Schutze, haben Sie mich verstanden? Unter meinem Schutze! Ich dulde absolut nicht . . .“

„Aber, Männchen!“

Die beleibte Dame klammerte sich ängstlich an ihn, als fürchte sie, daß er im nächsten Augenblicke etwas sehr Unbesonnenes tun würde.

Er machte sich sanft aus der Umarmung los und schrie, daß seine Ohren sich blau färbten.

„In Deutschland nimmt man Rücksicht auf die Damen. Da könnte so etwas nicht passieren, verstanden! Haben Sie in Österreich noch nicht gelernt, wie man sich gegen Damen zu benehmen hat? Aber Sie irren sich, wenn sie glauben. Ich dulde absolut nicht . . .“

„Männchen, setze dich zurück! Ich bitte dich ...“

„Nein, Mausi! Ich will mal sehen, ob man . . .“

In diesem Augenblicke kam der Schaffner und erkundigte sich nach der Ursache des Lärmes. Der Herr draußen sagte sie ihm.

Der Schaffner konstatierte, daß nur sechs Personen im Kupee seien, während vorschriftsmäßig acht Platz hätten. Er schob den Herrn zur Türe herein, schlug zu und pfiff, worauf sich der Zug in Bewegung setzte.

Der Mann mit den Koteletten beugte sich zum Fenster hinaus und rief dem Beamten mit der roten Mütze zu: „Natürlich! Das sind österreichische Zustände! Das sind echt österreichische Zustände!"

Als keine Antwort erfolgte, zog er sich endlich zurück und sah so martialisch um sich, als hätte ich ihm niemals in das Schienbein getreten.

Ich beobachtete den neuen Fahrgast. Ein fetter, blonder Herr mit Gesichtspickeln. Seine wasserblauen Augen sahen verständnislos in die Welt; an seinen dicken, runden Fingern glänzten fünf oder sechs Brillantringe.

Ich mußte sie bemerken, weil er häufig die rechte Hand mit einer schönen Geste an den Mund führte und sich räusperte.

Er versuchte, der Reihe nach die drei Mädchen anzulächeln, aber er begegnete sehr abweisenden Mienen.

Die beleibte Dame schoß ihm Blicke zu, welche ihm durch und durch gingen.

Er fühlte sich sehr unbehaglich und wollte das eisige Schweigen brechen.

„Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, aber ich bin sehr gegen meinen Willen hier eingedrungen und bedaure lebhaft die Störung."

Niemand schenkte ihm Gehör.

„Sie dürfen mir glauben, daß ich lieber in einem leeren Kupee fahre, als in einem vollen. Noch dazu, wann geraucht wird. Ich bin Tenor."

Die Wirkung seiner Worte war großartig.

Die drei jungen Damen wandten sich ihm lebhaft zu, und die Mama glättete sämtliche Falten, welche ihre Stirne durchfurcht hatten.

„Sie sind Berufssänger?" fragte sie.

„Aber ja," antwortete der Herr mit den Gesichtspickeln, „ich bin Mitglied der Wiener Hofoper, wann Sie gestatten. Sperlbauer Pepi is mein Name."

„Sie sind hier zum Sommeraufenthalt?" fragte die beleibte Dame wieder.

„Ja; ich erhole mich etwas von den Bayreuther Strapazen."

„Sie haben bei den Festspielen mitgewirkt?"

„Aber ja; ich habe im Ring mitg'sungen, wann Sie gestatten."

Ein betäubender Lärm erhob sich. „Elsa! Mama! Hilde! Im Ring! Das ist ja gottvoll! Und wie er das sagt! Ist er nicht süß? O, er muß uns etwas in das Album schreiben!"

„Kinder! Wir dürfen doch den Herrn nicht plagen."

„Ach, Mamachen!" schmollte die Älteste, „denk nur, was für Augen sie bei Röpkes machen werden, wenn wir einen Vers von einem echten Sänger haben. „Bitte! Bitte! Mein Herr!" fügte sie schmelzend hinzu und sah den Tenor seelenvoll an.

„Können Sie grausam sein?" fragte die Mutter.

„Aber bitte, wie können Sie glauben?" erwiderte Pepi Sperlbauer, „ich schätze mich glücklich, wann ich so hübschen, jungen Damen eine Gefälligkeit erweisen darf."

Er sah dabei jede mit seinen wasserblauen Augen an und lächelte gewinnend.

Fräulein Ella reichte ihm errötend ihr Album und einen Bleistift.

Er netzte ihn und sah zur Decke hinauf.

„Wann ich nur wüßte, was ich Ihnen schreiben soll."

„O bitte! Irgend etwas. Eine Zeile. Einen Vers."

„Vielleicht etwas von Waagner?"

Pepi Sperlbauer sprach den Namen aus, als wenn er mit drei a geschrieben würde.

„Entzückend! Ja, das wäre herrlich!"

Der Sänger schrieb und überreichte mit einem innigen Blicke das Album der Besitzerin.

8*

„Ich bedaure nur,“ sagte er, „daß ich bei der nächsten Station mich von der liebenswürdigen Gesellschaft trennen muß. Aber freilich, Sie werden froh sein, wann der Eindringling fort ist.“

„O, wie schade! Mama! Ach Gott, wie können Sie denken!“

„Eine gewisse Störung habe ich doch verursacht,“ meinte der Tenor mit einer kleinen Verbeugung gegen den Herrn mit den Koteletten.

Dieser fühlte, daß er etwas sagen sollte.

„Na, pardong! Ich hatte natürlich keine Ahnung, verehrter Meister, aber . . .“

Er kam nicht weiter, weil seine Frau ihn durch einen fürchterlichen Blick in die Kissen zurückwarf.

Und weil der Zug hielt. Pepi Sperlbauer erhob sich und verabschiedete sich mit vielen Verbeugungen und herzlichen Händedrücken.

Er winkte leutselig mit dem Hute, als wir weiter fuhren. Fräulein Ella ließ ihr Taschentuch wehen und trat erst nach geraumer Weile vom Fenster zurück.

„Wie schade, daß er schon aussteigen mußte!“

„Er wäre vielleicht geblieben, wenn nicht jemand so roh gegen ihn gewesen wäre,“ sagte die Mama mit scharfer Betonung.

Der Herr mit den Koteletten vertiefte sich anscheinend in den Lokalanzeiger, welcher ihn vor den Blicken der Gattin schützte.

„Was hat er nur in das Album geschrieben?“ fragte Hilde.

„Ach ja, das Album!“ Ella öffnete es hastig und las vor:

„Ehrt eure deutschen Meister,
So bannt ihr gute Geister.
Pepi Sperlbauer.“

„Wie hübsch! Wie geistvoll!“ riefen die Töchter.

„Es ist aus den Meistersingern,“ erklärte ihr Vater und sah über den Lokalanzeiger herüber.

„Und es ist offenbar eine Anspielung, daß man sich gegen gottbegnadete Künstler nicht so roh benehmen soll,“ sagte die Mama.


Princeton University Library
32101 068173424

